



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Gender und Partizipation in der
Entwicklungszusammenarbeit
-dargestellt anhand zweier Projekte in Kunagemeinden in
Panama

Verfasserin

Mag. Sonja Tiefenbacher

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 057 390

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Indiv. Diplomstudium Internationale Entwicklung

Betreuer:

Univ.-Prof. Dr. Walter Schicho

1	Einleitung	5
1.1	Forschungsmethoden	8
2	Gender in der EZA	11
2.1	Gender allgemein	11
2.2	Gender in der EZA- ein Rückblick	12
2.3	Gender und Entwicklungszusammenarbeit in Lateinamerika	16
2.4	WID	20
2.5	GAD	22
2.6	DAWN	23
2.7	Empowerment	25
2.8	Gender Planning nach Moser	28
2.8.1	Mosers Planung in Bezug auf Wohnen	30
3	Partizipation in der EZA	33
3.1	Allgemeine Definitionen	34
3.2	Typologien von Partizipation	40
3.3	Unterschiedliche Ansätze: PRA, Community Based Development	41
3.4	Partizipation in Entwicklungsprojekten	44
3.4.1	Praktische Anwendung von Partizipation in Projekten	45
3.5	Partizipation und Empowerment	46
3.6	Partizipation und Frauen	47
3.7	Probleme im Umfeld von Partizipation	48
3.7.1	Kritik an Partizipation/ EZA	50
4	Kuna en Panama	52
5	Projekt Kuna Nega	58
5.1	Entstehung Kuna Negas	58
5.2	Organisation Kuna Negas	62
5.2.1	Muchup-Muchup Arbaed/ Pendaked	62
5.2.2	Vereinsrecht	63
5.2.3	Die Administration Kuna Negas	65
5.2.4	Landbesitz	67
5.2.5	Die Infrastruktur der Barriada	68
6	Analyse des Projektes Kuna Nega	70
6.1	Partizipation im Projekt Kuna Nega	70
6.2	Gender in Kuna Nega	75
6.2.1	Kuna Nega und GAD	76
7	Ökotourismus in Kuna Yala	79
7.1	Projektkontext	79
7.2	Projektbeschreibung	81
7.3	Projektziele	83
7.4	Projektevaluierung	84
8	Analyse Projekt Ökotourismus	86
8.1	Partizipation im Ökotourismusprojekt	86
8.2	Gender im Ökotourismusprojekt	89
9	Vergleich beider Projekte	92
9.1	Partizipation im Vergleich	92
9.2	Gender im Vergleich	94
10	Conclusio	98
	Literatur	103
	Anhang	111

1 EINLEITUNG

Seit ich 1998 für ein Jahr in Panama gelebt hatte, war mein Interesse für dieses Land geweckt. Diese sehr persönliche Beziehung über eine lange Zeit hinweg zu diesem Land erklärt auch mein späteres Forschungsinteresse daran. Deshalb verfasste ich nach einem fünfmonatigen Forschungsaufenthalt 2005, 2006 eine kulturanthropologische Diplomarbeit zum Thema Migration und Identität in Panama City anhand des Beispiels der Kunasiedlung Kuna Nega.

Die vorliegende Arbeit versteht sich als Beitrag zu der Partizipations,- sowie Genderforschung in der Entwicklungszusammenarbeit.

Ich gehe von folgenden Forschungsfragen aus: Entspricht ein partizipatives Projekt mehr der Lebenswelt der Betroffenen?

Hat ein Projekt mit mehr Beteiligung der Betroffenen bessere Projektergebnisse in Bezug auf ihre Genderbeziehungen?

Diesen Forschungsfragen möchte ich nachgehen, indem ich zwei Projekte in Lateinamerika, Panama, die die wohl bekanntesten Indigenen des Landes, die Kuna durchgeführt haben, vergleiche. Heute leben die Kuna in Panama und in Kolumbien. Die Kuna sind, im Vergleich zu anderen indigenen Gruppen, auch außerhalb des Landes aufgrund ihres Semiautonomiestatus innerhalb Panamas sehr bekannt. Deshalb sind sie für den Staat oft ein Vorzeigebispiel um zu zeigen, dass in Panama die Rechte der Indigenen anerkannt werden. Sie selbst haben eine strenge soziale Kontrolle, die gekennzeichnet ist von hierarchischen Systemen auf Kuna Yala¹. Durch die gute soziale Organisation war es für die Kuna leicht, in den letzten Jahrzehnten NGOs zu gründen um so auch internationale Unterstützung für ihre Anliegen zu bekommen.

¹ Kuna Yala, oft besser bekannt unter „San Blas“ ist eine Inselgruppe im Süd-Osten des Landes. Bevor die Migrationsströme in verschiedene Teile des Landes begannen, lebten die panamaischen Kuna fast ausschließlich dort. Die kolumbianischen Kuna hingegen lebten immer schon am Festland.

Kurze Teile dieser vorhergehenden Arbeit finden sich auch in dieser wieder. Ich übernahm das Kapitel 4 mit dem Kontext der Kuna und das Kapitel 5, das das Projekt Kuna Nega beschreibt in gekürzter Form, legte aber einen anderen Schwerpunkt als in der ersten Arbeit.

In dieser Arbeit möchte ich Kuna Nega als ein vorbildliches Projekt in Bezug auf Partizipation und Gender in der Entwicklungszusammenarbeit vorstellen. Kuna Nega ist ein Viertel am Stadtrand Panama Citys, das von Kunafrauen gegründet wurde und in dem ausschließlich Kuna ein Wohnrecht haben. Kuna Nega ist durch einen Verein organisiert, der das Wohnrecht nur an Familienangehörige der Gründungsfamilien erteilt. Wer als Kuna und als Nicht-Kuna bezeichnet wird, basiert auf einem essentialistischen Kulturbegriff. Ich vergleiche das Projekt Kuna Nega, das von Kunafrauen selbst initiiert wurde mit einem Projekt zu Ökotourismus in Kuna Yala (San Blas), das von einer externen NGO durchgeführt wurde. Dieses Projekt, auch als „indigener Tourismus“ bezeichnet hat das Ziel, den Tourismus in Kuna Yala zu regeln und in einer Art durchzuführen, die keine negativen Auswirkungen auf die Inseln und ihre BewohnerInnen hat. Im Vergleich lassen sich die Unterschiede, aber auch Gemeinsamkeiten von diesen unterschiedlichen Projekten herausarbeiten. Ich kann dadurch die Konzepte Partizipation und Gender besser aufzeigen. Ich habe diese beiden Projekte aufgrund ihrer Gegensätzlichkeit in Bezug auf Planung, Durchführung und Evaluierung ausgewählt. Dies trägt zum Verständnis der beiden Konzepte bei. Es sind Beispiele von einem Projekt das einerseits in der herkömmlichen Form durchgeführt wurde, nämlich, indem eine externe NGO ein Projekt für Betroffene plant und andererseits einem Projekt indem die Betroffenen selbst ihre Probleme erkennen und ein Projekt dazu planen und durchführen.

Schon während der Kolonialzeit gab es Formen von Partizipation. Der postkoloniale „Community Development Approach“ der 1960er- 1970er Jahre hatte weiterhin das Ziel eines homogenen Staates mit homogenen Gemeinschaften. (vgl. Hickey/ Mohan 2004: 7ff) In der Politik wird der Begriff schon länger verwendet, jedoch erst seit den 1970er Jahren steht der emanzipatorische Partizipationsansatz auch in der Entwicklungszusammenarbeit im Vordergrund.

Ende der 1990er Jahre forderten die NGOs eine Entwicklung von der Basis her und damit einhergehend Partizipation der Betroffenen selbst in den Entwicklungsprojekten (vgl. Rauch 2002: 512ff) Es gibt unterschiedliche Ansätze von Partizipation. Die bekanntesten sind RRA (Rapid Rural Appraisal) und PRA (Participatory/ Rapid/ Rural/ Relaxed Appraisal) . RRA entstand Anfang der 1980er Jahre zur Anwendung in der Entwicklungszusammenarbeit. In einem interdisziplinären Team werden anhand von unkonventionellen Methoden Informationen von der lokalen Bevölkerung in Bezug auf ländliches Leben und ländliche Ressourcen gesammelt. (vgl. Schönruth/ Kievelitz 1994: VI) PRA, das hauptsächlich von Chambers entwickelt wurde gilt als Weiterentwicklung des RRA, bei dem statt des Sammeln von Information, Empowerment der Betroffenen im Vordergrund steht. (vgl. Schönruth/ Kievelitz 1994: VI)

In der vorliegenden Arbeit wird auf die unterschiedlichen Ansätze eingegangen, wobei der Community Based Approach am ehesten der Analyse der beiden behandelten Projekte dient.

Die Entwicklungspolitik der 1950er und 1960er Jahre war geprägt von den „Auswirkungen patriarchaler Systeme (...)“ (Neuhold 1994: 6ff) Erst Ester Boserup gelang durch ihre Studie „Women´s Role in Economic Development“ in den 1970er Jahren das Sichtbarmachen der Frauen allgemein und im Besonderen in der EZA. Seit den 1980er Jahren gewann Gender, ähnlich wie Partizipation in der Entwicklungszusammenarbeit immer mehr an Bedeutung. Deshalb gibt es mittlerweile zahlreiche Arbeiten, die sich in unterschiedlicher Art mit Gender auseinandergesetzt haben, was die vielen Strömungen dazu erklärt. Angefangen von WID (Women in Development), über DAWN (Development Alternatives with Women for a New Era), bis hin zu GAD (Gender and Development). Das Spektrum ist groß und reicht von einem Genderverständnis, in dem das Wort „Frau“ oft durch „Gender“ ersetzt wird, bis hin zu GAD, in dem es wirklich um Genderbeziehungen, also Beziehungen zwischen den Geschlechtern und innerhalb der Geschlechter geht. Nichtsdestotrotz ist es wichtig, dieses Thema weiterhin in der Entwicklungspolitik zu untersuchen.

1.1 Forschungsmethoden

Im Sinne der Grounded Theory ging ich ohne Unmengen an Vorwissen ins Feld, um so offener für das beforschte Thema zu sein. Ich hatte vor dem Forschungsaufenthalt einen Forschungsleitfaden und die oben genannten Forschungsfragen, war im Feld jedoch offen für neue Ergebnisse.

Die vergleichende Analyse, mit der die Grounded Theory arbeitet, dient als „a strategic method for generating theory“ (Strauß/ Glaser 1968: 21)

Die Forschungsdaten in Bezug auf Panama und das Projekt Kuna Nega stammen von einer fünfmonatigen Feldforschung 2005. Aber auch meine vorherigen Aufenthalte von einem Jahr bis zu zweimaligen einmonatigen Aufenthalten trugen einen Teil zu meinen allgemeinen Kenntnissen zu Panama bei.

Ich legte dem *Congreso General Kuna*² mein Forschungsvorhaben vor und bekam die Erlaubnis zur Forschung, denn alle Forschungsarbeiten, die mit den Kuna, egal wo zu tun haben, benötigen die Erlaubnis vom *Congreso General Kuna*.

Anschließend legte ich meine Forschungsvorhaben dem Verein Kuna Nega vor, der mir meinen Aufenthalt in Kuna Nega und meine Forschung bewilligte.

Ich lebte zwei Monate bei einer Familie in Kuna Nega und arbeitete mit qualitativen Methoden, wie teilnehmende Beobachtung, die ich in Form eines Feldtagebuches festhielt. Weiters führte ich informelle Gespräche und elf halbstrukturierte Interviews, von dem eines ein ExpertInneninterview war und die ich mit Tonband aufzeichnete. Für die Interviews hatte ich einen Interviewleitfaden mit offenen Fragen. Sie dauerten jeweils zwischen dreißig bis neunzig Minuten. Ich teilte meine InterviewpartnerInnen in folgende drei Altersgruppen: Fünfzehn- dreißigjährige, Einunddreißig- fünfzigjährige und ab einundfünfzig.

² Oberste Instanz der, in Panama City lebenden Kuna

Die erste Gruppe bestand aus zwei Frauen im Alter von fünfzehn und achtundzwanzig und einem Mann im Alter von neunzehn, die zweite Gruppe bestand aus einer Frau im Alter von neununddreißig Jahren und drei Männern im Alter von einundvierzig, sechsundvierzig und dreiunddreißig, in der dritten Gruppe waren eine Frau und ein Mann, jeweils im Alter von siebzig und ein Mann im Alter von dreiundfünfzig Jahren. Weiters führte ich ein Expertinneninterview, das ich nicht mit Tonband aufzeichnete. Die Auswahl meiner InterviewpartnerInnen erfolgte nach folgenden Kriterien: Durch meine geringen Kenntnisse von *Dulegaya*³ traf ich die Vorauswahl, dass es sich um Personen handelte, die auch Spanisch konnten. Weiters handelte es sich hauptsächlich um Personen, die mich schon vor dem Interview kannten, um so eine ausgewogene Interviewsituation zu erzeugen. Dadurch erreichte ich eine lockere Interviewsituation. Ich achtete auf eine berufliche Vielfalt, um so ein breiteres Meinungsspektrum zu erhalten. Die Berufe der Frauen waren: Schülerin, zwei im Haushalt tätig, eine, die in einer NGO arbeitete und eine Pensionistin. Die Männer waren: ein Student, zwei im Haushalt tätig, einer im Dienstleistungssektor, zwei Angestellte und ein Pensionist. Fast alle Interviews fanden in Häusern in Kuna Nega statt, wo meist mehrere Personen im Raum waren. Ich machte die Erfahrung, dass oft die informellen Gespräche, die sich im Anschluss an die Interviews, aber ohne Tonbandaufzeichnung ergaben, noch aufschlussreicher waren. Diese Informationen flossen mitunter in die Beschreibungen und Analysen ein. Ich änderte alle Namen meiner InterviewpartnerInnen um ihre Anonymität zu wahren. Im Anschluss transkribierte ich die Interviews noch während meines Aufenthaltes, um so noch aufkommende Fragen stellen zu können und wertete sie anhand des offenen Kodierens der Grounded Theory aus. Mit dem so genannten „offenen Kodieren“ lassen sich die transkribierten Interviews analysieren, indem die von den InterviewpartnerInnen angeschnittenen Themen in Kategorien zusammengefasst werden.

³ *Dulegaya* bedeutet Kuna als Sprache

„In discovering theory, one generates conceptual categories or their properties from evidence; then the evidence from which the category emerged is used to illustrate the concept.“ (Straß/ Glaser 1968: 23) Die Daten für das Ökotourismusprojekt stammen von Projektinformationen der Projektleitenden, während sich die Kapitel zwei, Gender und drei, Partizipation ausschließlich auf Literaturrecherche beziehen.

2 GENDER IN DER EZA

2.1 Gender allgemein

Seit Mitte der 1970er Jahre wurde das biologische Geschlecht, auf Englisch *Sex* vom sozialen, *Gender* unterschieden. „Dass dem Geschlecht nicht nur eine biologische Rolle zukommt, sondern auch die Funktion zugewiesen wird, bestimmte kollektive und kulturelle Aussagen zu symbolisieren, gilt für alle Kulturen.“ (Braun/ Stephan 2006: 10) Stamp sieht die Begründung der Kategorie Gender in der Suche von SozialwissenschaftlerInnen nach der Möglichkeit, „to conceptualise the social construction of masculinity and femininity“ (Stamp zit. nach Mannathoko 1992: 34)

Seit der Antike werden die Frau, oder der weibliche Körper der Natur gleichgesetzt, während der männliche für Kultur steht. Diese Dichotomie, die sich in der antiken Mythologie widerspiegelt, führt zur Darstellung des männlichen Helden, der die weibliche Natur bezwingen muss. (Braun/ Stephan 2006: 74)

Postkoloniale Kritik kritisiert Theorien, „die Gender in den Mittelpunkt ihrer Analyse stellen, ohne sie mit anderen für die Wirklichkeit wirksamen Kategorien zu verknüpfen. „Denn Gender ist niemals alleine, das heißt isoliert als soziale Differenz wirksam und für die Identität bestimmend, sondern wird in bestimmten Kontexten mit und durch andere Differenzen wie *Race*, Klasse, Ethnizität, Religion usw. gebildet, artikuliert und sozial verwirklicht.“ (Pichler 2003: 50) In diesem Zusammenhang sind auch die „Third World Feminists“, die sich nicht auf geographische Lage, sondern auf die kritische Auseinandersetzung mit imperialen Beziehungen beziehen, zu verstehen. (vgl. Mannathoko 1992: 35)

Um kritische feministische Studien durchzuführen, empfiehlt Mannathoko (1992: 33) Fragen, die auch in der Kultur- und Sozialanthropologie immer wieder in Autoreflexion betont werden, wie „Wer beforscht wen mit welchen Methoden, wer definiert das zu beforschende Problem, für welches Publikum, wer hat Vorteile daraus?“ nachzugehen.

In diesem Sinne ist De Barbieris (1996: 66) Definition von Gender, die im Kontext dieser Arbeit zu Tragen kommt: „Gender ist vor allem ein soziales Ordnungsprinzip, das in jeder Kultur unterschiedlich ist. Es definiert die Sexualität und den erotischen Austausch, die Fortpflanzung, die Arbeitsteilung und alle sozialen Beziehungen zwischen Personen und Gruppen.“ (Meentzen 2001: 10; Übersetzung S.T.)

Für die vorliegende Arbeit wurde auch Andersons (1999) Ausführung, Gender sei genauso, wie Identität, eine veränderbare Kategorie, die sozialen Macht,- Austausch,- und Kooperationsprozessen unterliegt herangezogen. (vgl. Meentzen 2001: 10)

2.2 Gender in der EZA- ein Rückblick

Durch die Antrittsrede des US- amerikanischen Präsidenten Truman 1949 wurden weltweit Millionen von Menschen als „unterentwickelt“ bezeichnet. Entwicklungspolitik entstand aus der Kolonialpolitik. Dies erklärt, warum die Entwicklungspolitik der 1950er und 1960er Jahre geprägt war durch „Auswirkungen patriarchaler Systeme und Prozesse in den eigenen Kulturen mit den Folgen kontinuierlicher Bemühungen der westlichen Kolonisatoren, die Vormacht der Männer zu stärken.“ (Neuhold 1994: 6ff) In vielen Ländern des Südens, wo heute westliche FeministInnen die patriarchalen Strukturen anklagen, gehen diese auf westliche Kolonialherren zurück. So wurde eine Spaltung in „männliche und weibliche Sphären“, also in öffentlich und privat, nach europäischem Vorbild eingeleitet. (Neuhold 1994: 7)

Die EZA-Projekte zu jener Zeit waren hauptsächlich auf Frauen im privaten Bereich ausgelegt, ganz nach europäischem Frauenbild, nämlich mit Hausfrauen des Mittelstandes zum Vorbild, was sich als „Trickle down effekt“ bezeichnen lässt. (Neuhold 1994: 8)

Passend dazu ist die Definition von Entwicklung durch PNUD, die sich sowohl auf Männer, als auch Frauen beziehen soll: (...) “crear un entorno en el que las personas pueden hacer plenamente realidad sus posibilidades y vivir en forma productiva y creadora de acuerdo con sus necesidades e intereses.”⁴ (PNUD zit. nach García Sainz 2006: 145) Das Sichtbarmachen der Genderrelevanz in Entwicklungsfragen spiegelt sich in neuen Indexen, wie GDI (Gender Development Index), oder GPI (Gender potenciacion Index) die zur Beurteilung der Entwicklung eines Landes herangezogen werden, wider. (vgl. García Sainz 2006: 146ff)

Das Sichtbarmachen der Frauen allgemein und im Besonderen in der EZA geht auf Ester Boserups Studie „Women´s Role in Economic Development“ in den 1970er Jahren zurück. Sie geht davon aus, dass das Charakteristikum der wirtschaftlichen Entwicklung die Spezialisierung und infolgedessen die Arbeitsteilung ist. Die geschlechtliche Arbeitsteilung wirkt „natürlich“, weil sie auf „biologische“ Argumente zurückzugreifen scheint. Boserup hält diese jedoch nicht für unabänderlich, sondern für veränderbar. Sie deckt auf, dass die höhere Produktivität der Männer im Vergleich zu den Frauen auf die Kolonialherren und in weiterer Folge auf die „EntwicklungsexpertInnen“ zurückzuführen ist, da diese die modernen Techniken fast ausschließlich den Männern gezeigt haben, während die Frauen weiterhin mit traditionellen Techniken auskommen mussten. (vgl. Boserup 1993: 19ff)

⁴ Übersetzung: (...) “eine Umgebung schaffen, in dem die Menschen ihre Möglichkeiten voll ausschöpfen und in produktiver und schöpferischer Art je nach ihren Bedürfnissen und Interessen leben können.“

Bis dahin war der Haupttenor in der EZA malestream- geprägt und Frauen wurden hauptsächlich als Objekte der EZA instrumentalisiert, durch deren „effiziente“ Einsetzung ein wirtschaftliches Wachstum hervorgerufen werden konnte. Boserup zeigte auf, dass Frauen in Ländern des Südens einen Großteil der Arbeit leisteten, jedoch die Entwicklungsprojekte darauf keine Rücksicht genommen und sogar noch zur Verschlechterung ihrer Situation beigetragen haben. Ihr Werk beeinflusste eine Gruppe von Entwicklungsexpertinnen, die in Folge in Washington ein Netzwerk mit Namen „Women in Development“, „WID“ gründeten. (vgl. Pichler 2003: 54)

Anfang der 1980er Jahre wurde Gender in den Mittelpunkt der Betrachtungen gestellt. GAD, „Gender and Development“ war eine neue Richtung in der EZA, die von „Women of Colour“ und westlichen Mittelschichtfeministinnen ausging. „Zum anderen thematisiert feministische postkoloniale Kritik Unterschiede und Machtverhältnisse zwischen Frauen, was für Zusammenhänge der Entwicklungszusammenarbeit, in denen Frauen aus Ländern des „Nordens“ und Frauen aus ehemaligen kolonialisierten Ländern wohl am häufigsten in Kontakt zueinander treten, von Relevanz ist.“ (Pichler 2003: 51)

Das Sichtbarmachen der Frauen im Entwicklungsprozess führte dazu, dass 1975 von der UNO als das Frauenjahr und in Folge die Jahre 1976-1985 zur „Frauendekade“ erklärt wurden. Während der Weltfrauenkonferenz 1975 in Mexiko wurde im Rahmen des *Equity Approach* eine „längst überfällige Revision frauenspezifischer Benachteiligungen im Rahmen des modernen Rechts“ durchgeführt. (Braig 2001: 116) 1976 gründete die UNO das INSTRAW (International Research and Training Institute for the Advancement of Women). Während der 1970er Jahre wurde der *Equity Approach* vom *Anti- Poverty Approach* abgelöst, der die Benachteiligung von Frauen nicht mehr als Problem zwischen den Geschlechtern sah, sondern auf die Unterentwicklung zurückführte. (vgl. Braig 2001: 116) Auch andere Institutionen wie die Rockefellerstiftung unterstützen Ende der 1970er Jahre vermehrt internationale Frauenprogramme. Das zeigt die Internationalisierung von Feminismusbewegungen, die nun auch soziale Bewegungen aus Ländern des Südens mit einschlossen.

In Lateinamerika zum Beispiel waren Frauenbewegungen vielfach in andere soziale Bewegungen, wie Menschenrechtsbewegungen, oder Bewegungen gegen die Diktaturen eingebunden. (vgl. Braig 2001: 113ff)

DAWN, „Development Alternatives with Women for a New Era“, ein Netzwerk von Feministinnen, die schon Anfang der 1980er Jahre publizierten, stellten auf der Dekadenabschlusskonferenz 1985 in Nairobi das Manifest „Development, Crises and Alternative Visions. Third World Women’s Perspective“ vor. (Kerner 1999: 61)

Neu an diesem Ansatz war vor allem, dass er, im Gegensatz zu WID, von Frauen aus dem Süden stammt und den bis dahin nicht verwendeten „Empowerment“-Ansatz als Instrument beinhaltet.

Die 1980er Jahre waren geprägt vom neoliberalen *Efficiency Approach*, der die effiziente Gestaltung von Entwicklung durch den ökonomischen Beitrag von Frauen erlangen soll und zum Ziel hat, die weibliche Arbeit besser zu nutzen. (vgl. Braig 2001: 116)

Moser, eine Entwicklungsexpertin nahm zwar Teile von DAWN und Empowerment in ihre 1993 entstandene „Gender Planning and Development „ auf, beschrieb dies jedoch aus sehr eurozentrischer Sicht, die oft kritisiert wird. (Kerner 1999: 79) Die 1990er Jahre zielen vermehrt auf makroökonomische Lösungen ab. Sie sind geprägt vom *democracy and gender* Ansatz, der das Mitwirken von Frauengruppen an Demokratieprozessen hervorhebt. In diesem Jahrzehnt wird die Benachteiligung von Frauen im Lichte der Menschenrechte betrachtet. (vgl. Braig 2001: 118)

Gender stellt eine immer wichtigere Kategorie in der Entwicklungszusammenarbeit dar. Dies zeigt Barths (1994: 36) Aussage, dass „jedes Entwicklungsprojekt eine Intervention in ein gegebenes Sozialgefüge bedeutet und damit Auswirkungen auf Männer und Frauen hat, die in der Regel unterschiedlicher Art sind. Es gibt keine „geschlechtsneutralen“ Projekte. So hat manche Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen von Männern gleichzeitig eine Verschlechterung für Frauen nach sich gezogen.“ (Barth 1994: 36)

2.3 Gender und Entwicklungszusammenarbeit in Lateinamerika

Meentzen (2001: 17ff) verweist auf die Probleme von Genderforschung bei Indigenen. Für sie liegt der Hauptgrund in der Kolonisierung der „Entwicklungsländer“. Durch die damaligen Akkulturationsprozesse gibt es einerseits von Seiten der Indigenen starke Strömungen, die auf die Neubewertung und Besinnung auf die alten Werte und ihre ursprüngliche Kultur pochen, um sich gegen eine neue Akkulturation der dominanten Gesellschaft zu schützen. Andererseits gibt es auch akademische Strömungen, die indigene Gesellschaften als egalitär idealisieren und sich gegen jegliches Eingreifen in deren Sozialorganisation verwehren, was sie aber nicht auf Eingriffe durch technische Veränderungen, die auch zu sozialen Veränderungen führen, ausweiten.

Im Gegensatz zu den nicht- indigenen Gesellschaften Lateinamerikas wurden bei vielen indigenen Gesellschaften die Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern nicht verringert, sondern in den letzten Jahren noch größer, wie zum Beispiel in Bezug auf Bildung. Durch die Zuschreibung der „Kulturhüterinnen“ von indigenen Frauen, sind sie in ihren Möglichkeiten und ihrer persönlichen Entwicklung eingeschränkt. (vgl. Meentzen 2001: 15ff)

Im Unterschied zu den Nicht- Indigenen wo die Genderunterschiede in den letzten Jahren immer weniger wurden, klafft sie bei Indigenen immer weiter auseinander. Indigene Frauen klagen über die Verschiebung der Wertigkeit von Wissen, so hat traditionelles weibliches Wissen im Vergleich zu „modernem“ schulischem Wissen an Bedeutung verloren. Gerade das traditionelle weibliche Wissen und die Mutterschaft waren Statussymbole gewesen, die von urbanem Wissen immer mehr verdrängt werden. So ist Analphabetismus unter indigenen Frauen häufiger, als unter Männern. Wenn der Informationsfluss in westlicher Form, nämlich schriftlich erfolgt, sind viele Frauen schon allein dadurch von Entscheidungsprozessen ausgeschlossen.

Traditionelle weibliche Tätigkeiten mit Marktwert haben eine geringere Wahrscheinlichkeit, von „modernem“ Wissen verdrängt zu werden. (vgl. Meentzen 2001: 25) Kunafrauen haben im Vergleich zu anderen indigenen Frauen mit weniger Benachteiligungen zu kämpfen, unter anderem weil die Kuna matriloal organisiert sind. Ihre traditionelle Arbeit, die Mola⁵ konnten durch den materiellen Wert auch an ideellem Wert dazu gewinnen. Nichts desto trotz wird dieses Wissen unter MigrantInnen in der Stadt immer seltener an die Töchter weitergegeben.

Frauen stellen in vielen Gesellschaften das Symbol der kulturellen Unterschiedlichkeit dar. Meist sind es die Frauen, die die Traditionen an ihre Töchter weitergeben und die weiterhin die traditionelle Kleidung tragen, durch die sie ethnische Unterschiede nach außen hin projizieren. Beispiele der Instrumentalisierung von weiblicher traditioneller, oder religiöser Kleidung gibt es auch aus dem islamischen Bereich, wo der Schleier von Kolonialherren immer wieder als Symbol der weiblichen Unterdrückung bei Muslimen verwendet wurde.

Hinzu kommt ihre Rolle als Familienversorgerinnen, die ihnen die Aufgabe auferlegt, sich um die Nahrungsversorgung ihrer Kinder zu kümmern. Mehr indigene Frauen, als Männer sind Analphabetinnen, oder monolingual, wodurch sie weniger Zugang zu Informationen haben. Dadurch wirken sie konservativer und traditioneller, als die Männer. (vgl. Meentzen 2001: 16) Anzumerken ist, dass Kunafrauen von diesen Nachteilen schon allein durch ihre matrilocale Sozialordnung weniger betroffen sind, als andere indigene Frauen. Bei Kunafrauen im urbanen Umfeld ist jedoch die Zahl der Monolingualen, im Vergleich zu den Männern um einiges höher.

⁵ Mola sind Näharbeiten der Kunafrauen, mit denen sie ursprünglich ihre traditionellen Blusen besticken. Sie können aber auch als Applikationen auf Taschen, oder eigenständige auch als Bilder angefertigt werden.

Meentzen schlägt vor, „die Genderbeziehungen in indigenen Gesellschaften durch eine interne Reflexion, die aus den Gemeinschaften selbst entspringt und in einem Prozess der Neubildung der Kultur in Bezug auf die eigene Kosmovision und in Beziehung zur nationalen und internationalen Gesellschaft die eigenen und fremden Elemente, die eine größere Gendergleichheit in den Gemeinschaften stärken würden.“ (Meentzen 2001: 18; Übersetzung S.T.) Wie schon bei den „Black Feminists“, zählen auch indigene Frauen zu den am meisten Benachteiligten, weil sie aufgrund ihres Geschlechts und aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit diskriminiert werden. CEPAL begründet die Wichtigkeit der Teilnahme von Frauen an Entwicklungsprozessen folgendermaßen: „Ohne Anerkennung der kulturellen Unterschiedlichkeit, des Wertpluralismus, der Gleichheit und einer größeren Autonomie der indigenen Völker und Frauen als Subjekte, werden die Demokratisierungsprozesse in Lateinamerika nicht vorwärts kommen und der Kontinent kann sich nicht aus der Armut und Unterentwicklung befreien.“ (CEPAL zit. nach Meentzen 2001; Übersetzung S.T.) Meentzen erklärt die Notwendigkeit, indigenen Frauen bei Entwicklungsprojekten besondere Aufmerksamkeit zu schenken dadurch, dass indigene Frauen die Hauptverantwortlichen in der Weitergabe der kulturellen Werte und meistens die besseren Kennerinnen von Pflanzen, in vielen Gesellschaften, die Hauptproduzentinnen von landwirtschaftlichen Produkten und die Personen sind, die am gewissenhaftesten mit den Naturressourcen umgehen. (vgl. Meentzen 2001: 3)

Aus diesem Grund wurden indigene Frauen in Guatemala, Panama, Peru und Bolivien befragt, was sie sich von Entwicklungsprojekten wünschen. Viele meinten, dass sie sich in den letzten Jahren nur ausgenutzt gefühlt haben, weil in ihrem Namen um Gelder angesucht wurde, die sie selbst nie zu sehen bekamen, oder die in Projekte gesteckt wurden, von denen sie nicht profitieren konnten. Indigene, die starke Organisationsstrukturen haben, wie die Kuna hatten eher positive Erfahrungen mit Entwicklungsprojekten, als Indigene mit schwachen. Als Ergebnis dieser Befragung kam heraus, dass viele indigene Frauen ein Projekt dann als gelungen empfinden, wenn es Unterstützung für eine effiziente Organisation der Frauen bietet und die gesamte Gruppe Nutzen davon hat.

Deshalb standen für sie vor allem Wohnungs,- Wasser,- Gesundheits,- Bildungs,- Alphabetisierungs,- und berufliche Ausbildungsprojekte, von denen die gesamte Gruppe profitiert, im Vordergrund. Weiters fordern die Frauen Sensibilisierungsprogramme für die Männer, die sie darüber aufklären sollen, wie wichtig der eigene Organisationsraum für die Frauen ist. (vgl. Meentzen 2001: IV) Hier ist erkennbar, dass Genderprojekte oft sehr einseitig gestaltet wurden, und unter dem Gesichtspunkt Gender, bedeute Frau geführt wurden.

Das Konzept von „Entwicklung“ ist für viele indigene Frauen, vor allem im ländlichen Bereich ein sehr abstraktes Konzept und bedeutet für sie eher das tägliche Überleben und wird mit einer urbanen Vision in Verbindung gesetzt. Für die Frauen, die Führungspositionen innehaben, haben wirtschaftliche, sowie politische Aspekte, wie die Partizipation auf allen Ebenen große Bedeutung und stellen ein integratives Konzept zur Überwindung von Exklusion dar. (vgl. Meentzen 2001: 32)

Prinzipiell zeigt sich ein Großteil der indigenen Frauen Entwicklungsprojekten gegenüber eher skeptisch, was auf negative Erfahrungen, wo sie sich als Objekte zur Finanzierungssicherung gefühlt haben zurückzuführen ist. Dem gegenüber sind Kunafrauen Entwicklungsorganisationen gegenüber eher positiv eingestellt. (vgl. Meentzen 2001: 35ff) Das lässt sich vielleicht auf die straffe Sozialorganisation und dass alle Entwicklungsprojekte zuerst vom Congreso General Kuna genehmigt werden müssen, was eine größere Partizipation der betroffenen Gemeinden zur Folge hat, zurückführen. Am Congreso General Kuna kritisieren die Frauen ihre Ausgeschlossenheit, obwohl es in den letzten Jahren auch immer mehr Frauen in Führungspositionen, wie am Beispiel Kuna Nega gezeigt werden kann, gab. Außerdem sind Indigene in Panama durch CONAPIP (Consejo Nacional de Pueblos Indígenas de Panamá) und indigene Frauen durch CONAMUIP (Consejo Nacional de Mujeres Indígenas de Panamá) vertreten.

2.4WID

WID, „Women in Development“ wurde Anfang der 1970er Jahre in Washington in Folge von Ester Boserups Studie gegründet. Verschiedene Ansätze, sowie „eigene Institutionen und Büros innerhalb nationaler Regierungsstrukturen, die mit der Identifizierung, Förderung und Integration von Fraueninteressen, -rechten und –fragen auf allen Ebenen politischer und administrativer Praxis betraut wurden“ (Weber 2004: 15) wurden unter dem Sammelbegriff WID zusammengefasst. Das Hauptziel dieser feministischen Gruppe war das Sichtbarmachen, sowie die Stärkung und Ermächtigung von Frauen, vor allem des Südens. (vgl. Pichler 2003: 110). WID betrachtet als größtes Problem die Abwesenheit von Entwicklungshilfeplänen- und strategien für Frauen. (vgl. Weber 2004: 20) Zu Beginn von WID stand der „Gleichheitsansatz“ im Mittelpunkt der Arbeit. Durch gesetzliche Veränderungen, institutionelle Vorkehrungen und Bewusstseinsbildung sollte die Rechtsstellung der Frau verbessert werden, „partnerschaftliche Beziehungen sowie Chancengleichheit zwischen Männern und Frauen hergestellt werden“ und die strategischen Interessen der Frauen in den Vordergrund gestellt werden, ohne aber das zugrunde liegende System zu kritisieren. (Neuhold 1994: 11) Dies ist einer der entscheidenden Kritikpunkte an WID. Den so genannten Förderansatz, der Frauen helfen sollte, „die Defizite, die ihre vollständige Integration in die Entwicklung verhindert hatten, zu überwinden.“ (Andorfer 1996: 287) Andorfer kritisiert hier vor allem die „archetypische „Dritte-Welt-Frau“, die hauptsächlich als passives Opfer dargestellt wird. (vgl. Andorfer 1996: 287)

Die zwei Hauptstrategien von WID sind einerseits das Mainstreaming auf Frauenfragen in bereits existierenden Entwicklungsorganisationen zu legen und andererseits mit spezifischen Initiativen und Aktivitäten sich mit der Situation der Frauen auseinanderzusetzen. (Weber 2004: 16)

1973 publizierten sie das „*Percy Amendment*“, das die Absicht hatte „den Frauen der Dritten Welt zu helfen, ihre Anerkennung zu fördern und ihren Beitrag innerhalb der gesamten Entwicklung zu heben.“ (Neuhold 1994: 12)

Auch dieses Argument wurde stark kritisiert, weil es ein sehr paternalistischer Ansatz ist, der Überheblichkeit der westlichen Feministinnen vermuten lässt.

WIDE, „Women in Development Europe“ geht davon aus, dass es ohne die gleichgestellte und gleichberechtigte Beteiligung der Frauen an den Entscheidungen auf allen Ebenen- bis hinauf zu den obersten Machtstrukturen- keine Entwicklung geben kann, die tatsächlich zur Abschaffung von Armut und Hunger führt. Ohne Frauen gibt es keine Entwicklung, die von Gerechtigkeit geprägt ist und die zu einem verträglichen Umgang mit der Natur führt.“ (Neuhold 1994: 30). In diesem Zusammenhang lässt sich ein Bezug zu Muhammad Yunus' Kleinkreditprogramm, der Grameen Bank, die das unter anderem auch sehr stark vom Empowermentansatz geprägt ist, herstellen. Auch ihm geht es um das Einbeziehen der Frauen in den Entwicklungsprozess, da in den üblichen Banken Kredite zu 99% an Männer gehen. (vgl. Yunus 2006: 20) Er geht vom „Anti-Armutsansatz“ aus und stellt so die Frauen in den Mittelpunkt seiner Unterstützung, weil das Geld, das über die Frauen in die Familien gelangt, der gesamten Familie mehr Vorteile einbringt, als wenn das Geld zuerst an den Mann geht. Das Geld, das die Frau in Form von Kleinkrediten bekommt, geht automatisch an die Kinder, da die Frauen im Gegensatz zu den Männern gelernt haben, die Ressourcen gut zu verteilen. Außerdem sind es, seiner Ansicht nach die Frauen, die eher der Armut entkommen wollen, da es sie am härtesten innerhalb der Familien trifft. (vgl. Yunus 2006: 39ff) Der „Anti-Armutsansatz“ entstand vorwiegend im kirchlichen Bereich. „Er knüpfte vielfach an den Wohlfahrtsansatz an, allerdings war er oft in Theorien eingebettet, die Kritik an den Modernisierungsstrategien übte, die Zunahme der Dependenz der Dritte-Welt-Länder betonte und den „trickle down“ Effekt der Wachstumspolitik insgesamt und nicht nur für Frauen bezweifelte.“ (Neuhold 1994: 15)

Obwohl, oder gerade, weil WID in die Weltbank integriert ist, wird es von vielen Seiten stark kritisiert. Einer der Hauptkritikpunkte ist wohl, dass WID sich zwar für das Sichtbarmachen der Frauen im Entwicklungsprozess einsetzt und gegen Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen ankämpft, jedoch nicht hinterfragt, warum Geschlechterunterschiede zu Ungleichheiten führen. (Neuhold 1994: 11)

Es wird zwar versucht, die Situation der Frauen, die in WIDs Betrachtung immer als Opfer dargestellt werden, zu verändern, die patriarchalen Machtstrukturen werden aber nicht analysiert. Ein weiterer Kritikpunkt ist, dass „Frauenkomponenten den Projekten lediglich hinzugefügt werden“ (Pichler 2003: 58), ohne die gesamte Entwicklungszusammenarbeit zu analysieren und neu zu gestalten.

2.5 GAD

Im Gegensatz zu WID stehen bei GAD, „Gender and Development“ nicht die Frauen, sondern Gender als Kategorie im Mittelpunkt der Betrachtung. GAD will sich somit von den (gescheiterten) Frauenförderstrategien abgrenzen und durch das Miteinbeziehen der Männer und einer Analyse der Geschlechterverhältnisse die genderspezifische Perspektive in sämtlichen Projekten zu einer Querschnittsaufgabe und nicht wie in WID zu einem „Anhang“ dieser machen. (vgl. Pichler 2003: 58)

Es geht bei GAD darum, die Frauen des Südens nicht aus westlicher Sicht als archetypische Opfer darzustellen, sondern die individuelle Situation von Männern und Frauen und ihren Verhältnissen untereinander und miteinander in die Analyse mit einzubeziehen. Hierbei soll auch die Beziehung von westlichen EZA-Arbeiterinnen und Frauen des Südens aus der Betrachtung nicht ausgegrenzt bleiben. GAD betont vielmehr als WID die Selbstorganisation der Betroffenen, während WID eher auf den Eingriff der EZA- „expertInnen“ setzt.

GAD setzt sich mehr, als WID mit dem Kontext auseinander, sieht Frauen nicht als a-historische Opfer, sondern betrachtet auch die anderen Kategorien, wie Klasse, Geschichte und Ethnizität die Gender beeinflussen. „Gender and Development umfasst diese Prozesse des Nachdenkens, Bewusstwerdens und der Auseinandersetzung und bietet Methoden der Konfliktlösung und der partnerschaftlichen Problembewältigung (...)“ (Neuhold 1994: 58)

Ziel von GAD ist Empowerment der Frauen. So haben sie nach Ende der Frauendekade ein Instrument zur Abschaffung der Ungleichheiten hervorgebracht, das bis heute thematisiert wird. Sowohl GAD, als auch Empowerment streben eine „faire Partnerschaft zwischen Frauen und Männern“, (Neuhold 1994: 58) sowie die Fähigkeit, die Zukunft gemeinsam zu gestalten an.

In diesem Sinne sollen praktische Bedürfnisse von Männern und Frauen gefunden und verbessert werden. (vgl. Weber 2004: 21)

GAD Projekte werden international als die besseren angesehen, auch die UNO tendiert mehr dazu, als zu WID. (vgl. Weber 2003: 1992)

2.6DAWN

DAWN- Frauen wollen die eigenständige Definition ihrer Selbst sowie eigenständiger politischer, nicht genderplanerischer Ziele, für die sie in eigenen politischen Organisationen und Bewegungen kämpfen wollen. (vgl. Kerner 1999: 97)

DAWN, „Development Alternatives with Women for a New Era“, ist ein Netzwerk von „postkolonialen“ Feministinnen aus Ländern des Südens, die erstmals bei der Weltfrauenkonferenz in Nairobi mit ihrem Manifest „Development, Crisis and Alternative Visions. Third World Women´s Perspectives und dem darin enthaltenen Empowermentansatz auf sich aufmerksam gemacht haben. Dieses aufrührende Manifest ist in folgende drei Kapitel unterteilt: eines über dominante Entwicklungsparadigmen, eines über unter anderem durch entwicklungspolitische Prozesse verursachte Krisen und eines über alternative Strategien. Mit diesem Manifest wollen sie Wissen produzieren durch das transformative Impulse unterschiedlichster Art entstehen sollen. (vgl. Kerner 1999: 61ff)

DAWN begrenzt sich nicht auf eine Art des Feminismus, oder wie in WID, die der westlichen Feministinnen, die auch auf Frauen des Südens angewendet werden sollte, sondern steht für viele unterschiedliche Feminismen, die sich an die individuellen Situationen der Frauen anpassen sollen. Sie lehnen sich gegen das in WID verkündete „Sisterhood-Modell“, das westliche Feministinnen entwickelt haben, um sich mit Frauen des Südens zu solidarisieren und nach außen hin eine nicht existierende Einheit zu symbolisieren. (vgl. Kerner 1999: 62ff)

„There is and must be a diversity of feminisms, responsive to the different needs and concerns of different women, and defined by them for themselves.“ (Sen/Grown 1988: 18ff zit.nach Kerner 1999: 63)

Bei DAWN stehen wie bei GAD nicht die Frauen, sondern Gender als wesentliche Kategorie im Vordergrund, ist aber verbunden mit Kategorien, wie Entwicklung, soziale und ökonomische Krisen, Unterordnung von Frauen und Feminismus. Sie sehen die Ursache für die Verschlechterung der Lebensbedingungen der Frauen in patriarchalen kulturellen Mustern und in gängigen Entwicklungsparadigmen. (Pichler 2003: 62ff) DAWN versucht die Situation der Genderverhältnisse in ihrem jeweiligen und aus ihrem jeweiligen Kontext heraus zu erklären und daraus Handlungsstrategien zu entwickeln. Ein weiterer wichtiger Punkt ist, dass die Entwicklungsparadigmen „von unten“ kommen sollen und nicht wie bei WID, oder Moser nach einem „trickle down“ Effekt von oben, also von westlichen „EntwicklungsexpertInnen“. Die praktischen Bedürfnisse und die Strategien dazu sollen von den Betroffenen selbst erarbeitet und nicht von außen „aufgesetzt“ werden. (vgl. Pichler 2003: 70)

DAWN bedeutet auch einen Perspektivenwechsel im Umgang mit Macht und plädiert für Stärke, die aus der Einheit zu gewinnen ist und in der Vielfalt eins zu sein und so aus der Vielfalt Stärke zu gewinnen.

Im DAWN-Manifest betonen die Autorinnen, die positive Einstellung zum Begriff „*Third World*“, den sie als „*self-affirmation*“ (Sen/Grown zit. nach Kerner 1999: 63) sehen und dadurch ihre positive Einstellung zu Frauen des Südens, die sie nicht mehr, wie bis dahin als Opfer darstellen wollen, sondern eigenständige, starke Individuen. Sie unterscheiden die Interessen der Frauen des Südens von denen der Männer des Südens.

Vertreterinnen von DAWN wollen sich für die Analyse die Perspektive der armen Frauen zu Eigen machen. Denn, wenn die Entwicklungsmaßnahmen eine Verbesserung des Lebensstandards bringen sollen, ist es für sie nur natürlich, diese in Bezug auf arme Frauen zu analysieren, da Frauen unter Unterdrückungsmechanismen des Geschlechterverhältnisses leiden. Es sind hauptsächlich Frauen, die in Bereichen der Reproduktion, oder für Grundbedürfnisse, wie Brennmaterial, Wasser, Gesundheit, oder Erziehung arbeiten, so ist es von Vorteil, die Auswirkungen von Entwicklungsprojekten anhand von Erfahrungen der Frauen zu überprüfen. Da DAWN- Vertreterinnen der Ansicht sind, dass Handel, Dienstleistungssektor und vor allem die Industrie für die Wirtschaft der „Entwicklungsländer“ sehr wichtig sind, und da hauptsächlich Frauen in diesem Bereich arbeiten, sehen sie es als weiteren Grund, ein Hauptaugenmerk auf die betroffenen Frauen in den Entwicklungsprozessen zu legen. (vgl. Kern 1999: 62)

2.7 Empowerment

Empowerment wird sowohl von GAD, als auch DAWN, als auch von Moser als Instrument benützt und stellt derzeit in der Entwicklungszusammenarbeit neben „*Gender Mainstreaming*“ eines der bevorzugten Schlagwörter dar. Erstmals vorgestellt wurde das Empowerment- Konzept im Abschlussmanifest 1985 in Nairobi von DAWN-Feministinnen, die hier hauptsächlich auf die Machtverhältnisse bei den Genderverhältnissen aufmerksam machen wollen. (vgl. Höggerl 1996: 277)

„Within organizations, open and democratic processes are essential in empowering women to withstand the social and family processures that result from their participation. Thus the long-term viability of the organization, and the growing autonomy and control by poor women over their lives, are linked through the organization's own internal processes of shared responsability and decision making.” (Sen/Grown zit. nach Kern 1999: 74)

Empowerment stellt das Entwicklungsparadigma von nachholender Entwicklung in Frage und setzt stattdessen mehr auf Netzwerke die bereits in den Ländern des Südens ohne Einwirken von außen entstanden sind. (vgl. Neuhold 1999: 74)

Nelsen /Wright (1995 zit. nach Höggerl 1996: 278) dehnen den Begriff der „Ermächtigung“, wie er auf Deutsch lautet auch auf andere Bereiche der Entwicklungszusammenarbeit aus und beziehen ihn nicht nur auf Frauen. Sie haben ein Modell mit drei Formen der Ermächtigung. Eine ist „über Macht zu verfügen“, die bezogen wird auf gemeinschaftliches Arbeiten und zur zweiten Form, der „Macht über“ führen soll. Diese geht davon aus, dass Machtausübung einer Gruppe, immer zu Lasten einer anderen Gruppe führt. Die dritte haben sie, nach Foucault, die „dezentrierte Macht“ genannt. Diese immer wieder wechselnde Macht vieler AkteurInnen kommt vor allem im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit zu tragen. Diese Definition verortet auch in Wissen Macht, was beim „Wissens- und Technologietransfer“ (Högerl 1996: 279), der zumeist von den GeberInnen an die NehmerInnen erfolgt.

Scoones und Thompson (zit. nach Höggerl 1996: 279) schlagen deshalb statt eines Wissenstransfers, „Wissenstransformation“, die auf die lokalen Verhältnisse eingeht, vor. Höggerl (1996: 280) zieht als Konsequenz daraus, dass die Projektbetroffenen als „legitime Wissende“ anerkannt werden und sich der Entwicklungsapparat „selbst transformieren“ lassen muss.

Es ist ein „dezidiert emanzipatorisches und konfliktorientiertes Projekt, das entpolitisierte Entwicklungsstrategien (re) politisiert.“(Pichler 2003: 57). Vielmehr, als bei den vorangegangenen Ansätzen, steht hier die „Frage nach der Macht und nach der Veränderung von Machtverhältnissen“ (Andorfer 1996: 287) im Vordergrund. Es soll zur Ermächtigung und Emanzipation von Frauen beitragen, deshalb sollen die Projektvorschläge von den Betroffenen selbst, die hier als aktive Subjekte und nicht wie bei WID, passive Opfer betrachtet werden, kommen. (vgl. Andorfer 1996: 296) Dies ist der große Unterschied zum unpolitischen WID, denn Vertreterinnen von DAWN, die mit Empowerment arbeiten, hinterfragen und analysieren bestehende Machtstrukturen und die Rollenbilder der Geschlechter, die zur Ungleichheit zwischen Männern und Frauen beitragen. Empowerment analysiert aber nicht nur, sondern ist eine Strategie, die angewendet werden soll, um Veränderungen der bisherigen Situation herbeizuführen. Empowerment wird von unterschiedlichen Gruppen als „Handwerkszeug“ verwendet und somit auch unterschiedlich interpretiert und definiert. Für Moser ist Empowerment lediglich die Kontrolle über, und der Zugang zu materiellen Ressourcen. Unter anderem durch sie wurde der Begriff Empowerment in Organisationen wie der UNO ein Mainstreambegriff, so steht in den UNDP- Millenniumszielen „gender equality and empowerment of women“. (Moser 1993: 7 zit. nach Pichler 2003: 96)

Neuhold definiert Empowerment als die strategische Stützung der Frauen, als die Macht der Frauen, ihre Fähigkeit, ihre Eigenständigkeit und innere Stärke zu erhöhen. Durch die Verteilung von Macht soll die Macht der Frauen innerhalb und außerhalb ihrer Gesellschaft erhöht werden. Es ist eine Art von Autonomie und entspricht der Kontrolle und Entscheidung über das eigene Leben. (Neuhold 1994: 18)

2.8 Gender Planning nach Moser

Caroline Moser, eine Entwicklungsexpertin der Weltbank hat Anfang der 1990er Jahre ein Verfahren zur Planung und Umsetzung von Gender Mainstreaming erarbeitet, das seit Mitte der 1990er Jahre zum Schlagwort in der Entwicklungspolitik geworden ist. (vgl. Pichler 2003: 59) Von staatlichen Entwicklungsorganisationen des Nordens wurde dieses Verfahren begrüßt, von nördlichen und südlichen NGO's oftmals kritisiert.

Vorrangig scheinen ihre Anliegen mit denen von DAWN ident, denn auch ihr Ziel lautet: „ *the emancipation of women from their subordination, and their achievement of equality, equity, and empowerment.*“ (Moser 1993: 1 zit. nach Kerner 1999: 77) Sie verwendet, wie auch DAWN „Empowerment“ als Instrument, geht aber noch einen Schritt weiter und will es institutionalisieren.

Auch sie will die Anliegen der „3.Welt“-Feministinnen garantieren, tut dies jedoch nicht, wie DAWN aus Sicht der Betroffenen, sondern aus westlicher Sicht, also nicht „von unten“, sondern „von oben“. Sie bleibt dem Frauenbild von WID, das Frauen des Südens als ewige Opfer und eine homogene Gruppe darstellt, treu und hebt sich selbst als Entwicklungsexpertin hervor. Im Gegensatz zu WID, stellt sie jedoch nicht die Frauen, sondern Gender in den Vordergrund ihrer Betrachtung. (vgl. Pichler 2003: 78)

Ihr ethnozentristisches Weltbild spiegelt sich in Ihrem Analyseverfahren wider. So arbeitet sie weiterhin mit dem Bild der ökonomisch unterdrückten „3.Welt“-Frau und einem Gesellschaftsbild, das sich auf Differenzen zwischen Frauen und Männern reduziert. Die Frauen schreibt sie nur dem privaten Bereich und die Männer ausschließlich dem öffentlichen zu. Für sie ist der private, reproduktive Bereich unpolitisch, wodurch sie auf die Ausgeschlossenheit der Frauen aus dem politischen Bereich rück schließt, da sie von einem westlichen patriarchalen System ausgeht.

Als Ausgangspunkt ihrer Analyse nimmt sie den malestream in der Entwicklungspolitik und drei Grundannahmen über einkommensschwache Haushalte, die ein ethnozentrisches, also westlich, patriarchales Weltbild widerspiegeln. „Die Differenzen (Anm. zwischen Männern und Frauen) reduziert sie somit zu lokalspezifischen oder gar individuellen Ausschmückungen allgemein herrschender Machtstrukturen;(...)“ (Kerner 1999: 81)

Ihr Frauenbild ist geprägt von einer dreifachen Frauenrolle, basierend auf reproduktiven, produktiven und „*community managing activities*“. Demnach umfasst die reproduktive Rolle die Geburt und das Aufziehen der Kinder, die produktive bezieht sich auf Tätigkeiten, die einen Tauschwert (in Form von Ware, oder Geld) haben und *Community Managing* umfasst ehrenamtliche Tätigkeiten in der Gemeinde.

„Die drei Rollen der Frauen und die beiden Rollen der Männer, die geschlechtliche Subordination von Frauen aufgrund der geschlechtlichen Arbeitsteilung, praktische und strategische Gender- Bedarfe sowie die fünf entwicklungspolitischen Policy-Ansätze, die Frauen betreffen, stellen die analytischen Kategorien dar, auf denen Mosers Gender- Planung basiert. Auf dieser Grundlage entwickelt sie ein Planungsmodell, das aus vier ineinander greifenden Komponenten besteht, das heißt, sich auf vier verschiedene Implementierungsbereiche erstreckt.“ Diese vier sind: „institutionelle Struktur der Entwicklungsorganisationen, Planungsverfahren, Einstellungen und Verhalten der beteiligten PlanerInnen, zivilgesellschaftliche Strukturen in der Partnerregion.“ (Kerner 1999: 91)

Sie hat folgende Instrumente formuliert, die sie als Leistungsindikatoren (Kerner 1999: 91) der Genderplanung bezeichnet:

die Geschlechterrollen: -bezogen auf die geschlechtliche Arbeitsteilung; es sollen die unterschiedlichen Rollen von Männern und Frauen in der Gesellschaft aufgezeigt werden und unsichtbare Frauenarbeiten sichtbar gemacht werden.

Gender- Bedürfnisse: Hier sollen Planungsinterventionen klassifiziert und gesichert werden, dass Frauen an Entwicklungsprozessen teilhaben.

Haushaltsinterne Ressourcenverteilung: Moser will, in Anlehnung an Haushalte als entwicklungspolitische Planungsgröße, geschlechtsspezifische Daten bezogen auf Ressourcenkontrolle und Entscheidungsmacht erheben.

Gleichgewicht der Rollen: bezogen auf die Tätigkeiten von Frauen in drei Rollen

Verhältnis zwischen Rollen und Bedürfnissen: Mit Hilfe der Policymatrix will sie feststellen, in welchem Maße Planungsinterventionen die untergeordnete Rolle von Frauen durch die Deckung verschiedener Gender- Bedarfe zu ändern vermögen.

Gleichberechtigung zwischen Frauen und Männern: Durch die Beteiligung von Frauen, genderbewussten Organisationen- PlanerInnen am Planungsprozess, will sie im Sinne von Empowerment, eine Stärkung der Frauen auch in der Familie erreichen. (vgl. Kerner 1999: 92ff)

2.8.1 Mosers Planung in Bezug auf Wohnen

Moser hat sich in einem Aufsatz speziell mit dem Einfluss von Gender auf Wohnen und umgekehrt beschäftigt. Hierbei geht sie vor allem auf Entwicklungsprojekte in Siedlungen ein, hier aufgrund fehlender Initiativen von Regierungsseite vor allem „Self-help Solutions“ (Moser 1992: 76) und betont die Wichtigkeit, Frauen in gleichem Maße wie Männer in die Planung und Durchsetzung einzubeziehen, da vor allem Frauen die Häuser nützen. Da Moser Frauen fast ausschließlich dem privaten Bereich, also dem Wohnbereich zuordnet, ist diese Aussage eine logische Folge. Außerdem unterstreicht sie, dass weltweit und gerade in Ländern des Südens Haushalte mit Frauen als Oberhäupter überrepräsentiert sind, weshalb es umso verwunderlicher ist, dass gerade diese Gruppe in den Wohnprojekten marginalisiert ist. Auch hier führt sie wieder die dreifache Rolle, die Frauen oft zu bestreiten haben an und die in den Projekten viel zu wenig Widerhall finden. (vgl. Moser 1992: 76ff)

Sie unterteilt die Wohnprojekte in folgende Teilbereiche, in denen auf Frauen eingegangen werden muss:

Das *Eligibility Criteria* bestimmt, wer vom Projekt profitiert. Die Auswahl wird hier oft nach Einkommen getroffen, wobei Frauenhaushalte oft durchfallen und dadurch ausgeschlossen werden.

Das *Recruitment of beneficiaries*, also die Informationen über die Wohnprojekte erfolgen häufig in schriftlicher Form, wodurch auch viele Frauen, deren Zugang zu Bildung oft eingeschränkt ist ausgeschlossen werden.

Das *Planning Settlement and infrastructure* sind gerade für Frauen von großer Bedeutung, da sie oft zusätzlich zur anfallenden Arbeit in der Familie, für deren Unterhalt sorgen und dies durch weite Entfernungen zum Arbeitsplatz noch zusätzlich erschwert wird. Außerdem fordert Moser, dass die Frauen die Besitzerinnen der Häuser sein sollen, weil dies ihre Position in der Familie stärken würde.

Das *Planning the dwelling*: Frauen sind oft von der Planung ausgeschlossen, zusätzlich benachteiligt sind Frauenhaushalte, die keinen Mann stellvertretend zu den Sitzungen schicken können.

Das *Financing Houses*: Zum Großteil werden die Wohnprojekte von den Betroffenen selbst finanziert, wodurch viele Frauen ausgegrenzt sind, unter anderem auch, weil sie einen begrenzten Zugang zu Krediten haben, wie auch schon das Beispiel von Mohammad Yunus gezeigt hat. Weiters haben sie limitierte Zeit und Geld, um die Baumaterialien zu besorgen. Moser führt hier als positives Projekt das von Kuna Nega an, wo die Frauen fünfundzwanzig Jahre Zeit hatten, den Kredit zurückzuzahlen.

Die *House Construction*: Sie unterscheidet zwischen denen der individuellen Selbsthilfe und denen der gegenseitigen Hilfe, wo auch Kuna Nega dazugehört. Die individuellen gehen davon aus, dass die Betroffenen arbeitslos sind und über sehr viel Zeit verfügen, was auf Frauen oft nicht zutrifft. Bei Projekten, die durch gegenseitige Hilfe funktionieren, werden die Aufgaben in der Gemeinde aufgeteilt. (vgl. Moser 1992: 79ff)

3 PARTIZIPATION IN DER EZA

Partizipationsansätze sind älter als Entwicklungstheorien, wie der „Community Development“ approach der 1940-1950er Jahre während der Kolonialzeit zeigt. Dieser Ansatz hatte das Ziel, stabile ländliche Gemeinschaften zu bilden. Der postkoloniale „Community Development Approach“ der 1960er- 1970er Jahre hatte weiterhin das Ziel eines homogenen Staates indem StaatsbürgerInnen in homogenen Gemeinschaften gebildet werden sollten. Ab den 1960er Jahren erhob die nordamerikanische politische Wissenschaft politische Partizipation zu einem Recht und einer Verantwortung der StaatsbürgerInnen. (vgl. Hickey/ Mohan 2004: 7ff)

Der Stellenwert von Partizipation in der Entwicklungszusammenarbeit ging einher mit der Definition von Entwicklungszusammenarbeit in den vergangenen Dekaden.

1973: Während der „Nairobi- Rede“ war das Dogma, Armut mit Wirtschaftswachstum zu bekämpfen. Allgemein wurden während der 1970er Jahre Grundbedürfnisse als soziale Bedürfnisse und als unmittelbare Bevölkerungsbelange aufgefasst. Partizipation und „kulturelle Eigenheiten“ wurden hingegen als entwicklungshemmend empfunden. Zielgruppen wurden als homogene Einheiten von außen betrachtet. Es gab eine starke Grenze zwischen „ProjektentwicklerInnen“ und „NutznießerInnen“, die als passive Gruppe angesehen wurden. Die Partizipationsdiskussion fällt in die Zeit der Entpolitisierung der internationalen Entwicklungspolitik. Demokratisierung wurde für Stabilität und Wachstum aufgegeben. (vgl. Bliss/ Neumann 2007: 14ff) Als Gegensatz dazu sieht de Wit Partizipation als Mittel, um die Hierarchien zwischen EntwicklungsplanerInnen und Betroffenen aufzuheben. (vgl. de Wit 2001: 2)

So sind die 1960-70er Jahre von einem emanzipatorischen Partizipationsansatz und der Befreiungstheologie gekennzeichnet, die sich gegen die Unterdrückungen richteten.

Paulo Freire führte zu dieser Zeit die lateinamerikanische Aktionsforschung durch. (vgl. Bliss/ Neumann 2007: 14ff)

In den 1970er- 1990er Jahren stand die „alternative“ Entwicklung im Vordergrund, die die „Volkserziehung“ und Partizipation als ein Recht der StaatsbürgerInnen definierte. (vgl. Hickey/ Mohan 2004 : 7ff)

Die 1980er Jahre waren von einer „Pseudo- Partizipation“, einer „Elitenpartizipation“ gekennzeichnet. (vgl. Rauch 2002: 511)

Seit Mitte der 1990er Jahre wird „soziales Kapital“ als die Basis für wirtschaftliches Wachstum gefördert. Somit wird Partizipation als Recht und gleichzeitig als ein Muss der StaatsbürgerInnen betrachtet. (vgl. Hickey/ Mohan 2004: 8)

Ende der 1990er wurde der Ruf nach Institutionalisierung von Partizipation und der Überwindung der projektbezogenen Sichtweise stärker. NGOs forderten eine Entwicklung von der Basis her. Die Zivilgesellschaft machte ihre Strukturen funktionsfähig und die gesellschaftspolitische Dimension nahm in der Entwicklungszusammenarbeit an Bedeutung zu. (vgl. Rauch 2002: 512ff) 1999 wurde erstmals explizit die Partizipation der Zielgruppen, die zu Empowerment führen sollte, gefordert. Soziokulturelle Kriterien wie das Partizipationskonzept, oder das Empowermentkonzept, das oft gemeinsam mit dem Genderkonzept erwähnt werden, nahmen an Bedeutung zu. (vgl. Bliss/ Neumann 2007: 14ff)

3.1 Allgemeine Definitionen

Partizipation ist ein Konzept, das in vielen anderen Bereichen, wie zum Beispiel der Politik verwendet wird. „Partizipation ist ein fragiler, widersprüchlicher, ergebnisoffener Prozess“ (de Wit 2001: 188) Weil der Begriff so weit angelegt ist, wird er von unterschiedlichen Menschen und unterschiedlichen „Entwicklungsagenturen“ in unterschiedlicher Bedeutung verwendet. Daraus resultieren verschiedene Formen der Praxis und der Interventionen. (vgl. Pijnenburg/ Nhantumbo 2002: 192)

„All too easily, (...) the rhetoric of participation has been adopted without the substance“ (Chambers 1994: xiii zit. nach Pijnenburg/ Nhantumbo 2002: 192)

Es gibt viele Definitionen, doch in der Grundidee, dass „participato“ [sic!] aus dem Lateinischen übersetzt, „teilgenommen“ bedeutet (Härtl 2004: 17), stimmen die meisten AutorInnen miteinander überein. Die teilnehmenden Gruppen werden zumeist mit projektplanenden NGOs gleichgesetzt und die Betroffenen meist mit marginalen Gruppen. So steht für einige AutorInnen die Kommunikation im Vordergrund der Definition von Partizipation. Für sie ist es ein „Dialog zwischen „Entscheidungssträgern“ und „Betroffenen“ (Rauch 2002: 502)

Bei allen Bemühungen um Partizipation geht es um Kompromisse zwischen verschiedenen strategischen Gruppen zu Gunsten von benachteiligten Gruppen. (vgl. de Wit 2001: 188)

Da es sich um die Beteiligung von unterdrückten Gruppen handelt, steht für einige AutorInnen Empowerment dieser Gruppen als Ziel im Vordergrund.

„Partizipation und Empowerment ist Machterweiterung der bisher relativ Ohnmächtigen durch reformistische Initiativen.“ (de Wit 2001: 280) Für Friedmann bedeutet es Ermächtigung, oder Empowerment. Empowerment ist die direkte Verbindung zu Partizipation

Dieser Ansicht sind auch Pijnenburg und Nhantumbo:

„Participation is often poorly defined. Simply providing labour for the construction of a school may be referred to by some as participation while, at the other end of the spectrum, we find initiatives that promote capacity building and empowerment and stimulate „participants“ to move towards collective action. This has motivated several authors to try to distinguish different “levels” or “modes” of participation.“ (Pijnenburg/ Nhantumbo 2002: 192)

Freyhold (2002) ist der Ansicht, die Definition von Partizipation sei eine Frage der Definition von Entwicklung. Entweder baut Entwicklung auf eine „funktionierende Marktwirtschaft und Demokratie auf Grundlage von „Sozialkapital“, oder auf ein „stabiles Wachstum“ auf, oder es ist, wie Sen (1999) es definiert, ein „Prozess der Zunahme von Freiheit“.

Für die letzte Definition von Entwicklung ist Partizipation ein Ziel an sich dafür und nicht nur Voraussetzung. (vgl. Freyhold 2002: 271) In diesem Zusammenhang stehen die Wertigkeiten die *Good Governance* und somit Demokratie und politischer Partizipation beigemessen werden.

Eine Grundunterscheidung wird zwischen Partizipation als Weg und Partizipation als Ziel getroffen. Partizipation als Weg wird als Instrument verwendet, um Projekte effizienter und wirksamer zu gestalten, als Ziel hingegen soll es zu Empowerment von benachteiligten Gruppen der Gesellschaft führen. Es soll ein Prozess in Gang gesetzt werden, indem die Gruppe die Möglichkeit hat, ihre Entwicklung selbst zu gestalten. Weiters unterscheidet Oakley zwischen der instrumentellen, die der Partizipation als Weg ähnelt und mit „target groups“ arbeitet und der transformativen, die der Partizipation als Ziel ähnelt und Außenseiter in die target groups involviert. (vgl. Oakley 1995:12)

Härzl (2004: 19) hat einen normativen Partizipationsbegriff und sieht Partizipation als einen „gesamtgesellschaftlichen Handlungsprozess“. Darunter fallen auch illegale politische Aktivitäten, wie zum Beispiel Landbesetzungen, die Teil der unkonventionellen politischen Partizipation sind. (vgl. Härzl 2004 : 19). Im Falle Kuna Negas lag zwar keine Landbesetzung im herkömmlichen Sinne vor, jedoch sind viele andere Kunasiedlungen auf diese Art zu ihrem Land gekommen. Die Definition der „unkonventionellen politischen Partizipation“ trifft auch auf Kuna Nega zu, da auch hier vorerst Land für den Bau gefunden werden musste. Ebenso de Wits (2001) Definition: „Von Partizipation ist auch die Rede, wenn das Projekt im Wesentlichen von Anfang an von einer Basisgruppe selbst durchgeführt wird (...)“ (de Wit 2001: 276)

Oakley unterscheidet zwischen zwei Partizipationsschulen, einerseits: „Participation is the key to the inclusion of human resources in development efforts.“ Andererseits: „Participation is linked to tackling the structural causes of people's poverty“. (Oakley 1995: 3)

Ditcher (zit. nach Oakley 1995: 4) unterscheidet zwischen Partizipation als ein Element und Partizipation als die Basis.

Für Hein (vgl. 2001: 223) ist autozentrierte Entwicklung eine „sich selbst steuernde Wechselbeziehung zwischen Kapitalgütersektor und Massenkonsumgütersektor“.

Pijnenburg und Nhantumbo unterscheiden Partizipationsniveaus.

„Table 1: Different „levels“ of participation“

Die folgende Tabelle veranschaulicht die unterschiedlichen Zugänge zu Partizipation.

			Source
Participation as a cosmetic label	Participation as a means (efficiency)	Participation as an end (empowerment)	Okali et al. (1994), Nelson and Wright (1995)
	Instrumental participation	Transformative participation	World Bank, in Nelson and Wright (1995)
Contractual	Consultative	Collegiate	Biggs (1989)
Passive Participation	Participation through consultation	Interactive participation	Pretty et al. (1995)
Providing Information	Functional participation	Self mobilisation	

	Participation for material incentives		
Rhetoric without the contents	Co-opting practices (they participate in our project)	Empowerment (we participate in their project)	Chambers (1994)

(Pijnenburg/ Nhantumbo 2002: 193)

Einige AutorInnen versuchen unterschiedliche Grade von Partizipation festzumachen. So unterscheidet Biggs (1992 zit. nach Pijnenburg/ Nhantumbo 2002: 192) zwischen „contractual, consultative, collaborative, and collegiate participation“.

Adnan et al. (1992 zitiert nach Pijnenburg/ Nhantumbo) unterscheidet folgende sieben Stufen von Partizipation: passive Partizipation, Partizipation durch Informationsweitergabe, Partizipation durch Beratung, Partizipation „to obtain material incentives, funktionelle Partizipation, interaktive Partizipation und Selbstmobilisierung.

Partizipation wird je nach Sprache anders definiert. Im Englischen und vor allem im Französischen wird darunter unter anderem eine Übernahme von Verantwortung, (finanzielle) „responsability“ verstanden. Im Französischen liegt die Betonung im Unterschied zum Englischen, wo auf „decision making“ Wert gelegt wird, der Schwerpunkt auf der finanziellen Beteiligung der Zielgruppe. Im Deutschen bezieht er sich hauptsächlich auf Mitwirkung und Mitentscheidung. (vgl. Bliss/ Neumann 2007: 62ff)

In der Entwicklungszusammenarbeit ist Partizipation zu einem festen, positiv bewerteten Bestandteil geworden, der nicht mehr hinterfragt wird.

„Participation has (...) become an act of faith in development, something we believe in and rarely question.“ (Bliss/ Neumann 2007: 38)

3.2 Typologien von Partizipation

Ein Versuch, Klarheit in den Begriff der Partizipation zu bringen, kann durch Typologien erfolgen. Hickey und Mohan (2004: 9) unterscheiden nach „locus and level of engagement, ideological/ political project, conception of citizenship, and links to development theory.“

Bliss und Neumann unterscheiden zwischen verschiedener Intensität, Graden, Tiefen, oder Stufen bezogen auf das Verhältnis zwischen Zielgruppen und den Maßnahmen. Diese können hoch bis niedrig, schwach bis stark sein, oder auf autonome Initiierung, wie im Falle Kuna Negas zurückgehen. (vgl. Bliss/ Neumann 2007: 39)

Die Formen von Partizipation unterscheiden sie nach „Wahrnehmung materieller Anreize, Unterstützung von Selbstmobilisierungsprozessen lokaler Gruppen und Einforderung von Elementen direkter Demokratie bei staatlichen Entscheidungsprozessen.“ (Bliss/ Neumann 2007: 34)

Victoria Michener (1998: 10) unterteilt Partizipation folgendermaßen:

Unterschieden nach „wie“: Partizipation in decision making, implementation, benefits, evaluation. (it's form extant impact), oder unterschieden nach dem „wer“: local residents, local leaders, foreign personal, (...)“

Crees Leeuwis (2000) hingegen unterscheidet je nach der Verteilung von Entscheidungsmacht, unterschiedlichen Schlüsselfunktionen in der Entwicklungsplanung und Grad der Involvierung folgende Partizipationstypen: „passive participation, participation in information giving, participation consultation, participation for material incentives, functional participation, interactive participation, and self- mobilization.“ (vgl. Leeuwis 2002: 935)

3.3 Unterschiedliche Ansätze: PRA, Community Based Development

Einer der bekanntesten Partizipationsansätze ist der PRA („participatory/ Rapid/ Rural/ Relaxed Appraisal“), der auf RRA (Rapid Rural Appraisal) folgte.

RRA entstand Anfang der 1980er Jahre zur Anwendung in der Entwicklungszusammenarbeit. In einem interdisziplinären Team werden anhand von unkonventionellen Methoden Informationen von der lokalen Bevölkerung in Bezug auf ländliches Leben und ländliche Ressourcen gesammelt. (vgl. Schönruith/ Kievelitz 1994: VI) PRA, das hauptsächlich von Chambers entwickelt wurde gilt als Weiterentwicklung des RRA, bei dem statt des Sammelns von Informationen, Empowerment der Betroffenen im Vordergrund steht:

„In it, emphasis is placed on empowering local people to assume an active role in analysing problems and drawing up plans, with outsiders mainly acting as „facilitators“.

(Schönruith/ Kievelitz 1994: VI)

PRA-methoden sind für Ansätze, wie zum Beispiel “Community development” die Partizipation in der Entwicklungszusammenarbeit fördern, gedacht. (vgl. Schönruith/ Kievelitz 1994: VI)

Für Schönruith und Kievelitz ist PRA eine Methode, mit der die Betroffenen selbst ihre Lebensbedingungen analysieren können. Somit kommt den ProjektmitarbeiterInnen von außen nur noch die Rolle der „Katalysatoren“ zu. (vgl. Schönruith/ Kievelitz 1994: 3)

Chambers, der als einer der Urheber der PRA gilt, definiert es folgendermaßen:

„PRA can be defined as a semi-structured process of learning from, with and by rural people about rural conditions. It shares much with its parent, RRA, but is distinguished from it in practice in South Asia by correcting two common errors: roles of investigation are reversed; and rushing is replaced by relaxation and rapport.” (Chambers 1992: 1)

Zum Ziel hat PRA, dass das Wissen der Zielgruppe möglichst ernst genommen wird und dass ExpertInnen und Zielgruppen ein Vertrauensverhältnis zueinander entwickeln. Es fordert eine Pluralität von Informationsquellen und Untersuchungsmethoden und betont vor allem qualitative Vergleiche. Die Gruppenprozesse werden visuell dargestellt und die Ergebnisse vor Ort von den Beteiligten abgesegnet. (vgl. Braun 2007: 275ff)

Die PRA und PAR (Participatory Action Research) erbringen eine „community-zentrierte“ Analyse als Ausgangspunkt für lokale Aktionen. Der erste Kontakt erfolgt oft über PRA, aber ein schnelles „Follow-up“ ist wichtig, damit die Menschen das Interesse nicht verlieren. (vgl. Pijnenburg/ Nhantumbo 2002: 195)

PRA sollte jedoch nicht überschätzt werden, „PRA are just tools for the short-term of local people in a process of information gathering, analysis and probably planning.” (Neubert 2000: 31)

Weitere Ansätze sind RAAKS und PTD. RAAKS (Rapid Appraisal of Agricultural Knowledge Systems) dient der lokalen Aktion, oder dem lokalen Problemlösen in Form von inter-institutionellen Netzwerken.

PTD (Participatory Technology Development) und FPR (Farmer Participatory Research) dienen der Lösung von sozio-technischen Problemen. (vgl. Leeuwis 2000: 932)

Bei der Vorbereitung von Projekten in Anwendung der genannten Ansätze ist die institutionelle Unterstützung wichtig. Diese besteht aus einer ernsthaften Verpflichtung der Dezentralisierung gegenüber, Flexibilität in der Planung und Finanzierung. Ohne politischen, staatlichen Rückhalt, wird die Vorgehensweise erschwert. (vgl. Pijnenburg/ Nhantumbo 2002: 109)

Ein weiterer wichtiger Ansatz ist das „Community (based) development“, das das Augenmerk auf die Arbeit mit Communities⁶ legt und so im Gegensatz zum vorangegangenen „top-down“ zu einem „Bottom-up“ in der Entwicklungszusammenarbeit kommen will. So wollen die BefürworterInnen von „Community Based Development“ den Diskriminierungen, die die Mitglieder von Gemeinschaften davon abhalten, an Entscheidungen teilzuhaben, auf den Grund gehen. (vgl. togetherwecan 2006: 10f)

“The basis of community development is a set of values about collective working, equality and justice, learning and reflecting, participation, political awareness and sustainable change. CD works primarily with local people and community groups, and secondly with public authorities and agencies to help them understand and engage⁷ with the communities they serve.” (togetherwecan 2006: 4)

Das Hauptanliegen von Community Development ist anhand von folgenden Methoden sozialen Wandel herbeizuführen:

-“identify their needs, opportunities, rights and responsibilities (...), plan, organise and take action (...), evaluate the effectiveness and impact of the action all in ways, which challenge oppression and tackle inequalities.” (togetherwecan 2006:13)

Aber auch „Community Development movements“ sind nicht frei von Kritik. „It (Anm. Participation) has never been entirely free of charges of being tyrannical.“ (Hickey/ Mohan 2004: 9)

Die „Emancipatory projects“ werden hier als „alternative“ Ansätze den „Community development movements“ mit ihren klaren „intentions to control rural populations“ gegenübergestellt. (Hickey/ Mohan 2004: 9)

⁶ “In the NOS definition, “communities” means networks of people linked by where they live or by other common concerns on which they may want to act together voluntarily.” (togetherwecan 2006:15)

3.4 Partizipation in Entwicklungsprojekten

„One cannot make a tree grow faster by pulling it from outside; it has to grow from it's roots.“ (Deborah Brautigam 1991: 40 zit. nach Hein 2001: 218)

Ein sich selbst erklärender Prozess, nämlich dass die Betroffenen ihre Zukunft und ihre Entwicklung selbst bestimmen, oder zumindest mitbestimmen, muss von unterschiedlichen AutorInnen durch Argumentationen erst legitimiert werden.

Partizipation entstand in einem Umfeld der „era of state failure“, „panic over top-down modernization approaches, proclamations of the end of grand explanations and a measure of post-colonial guilt.“ (Hickey/ Mohan 2004: 9)

Die Armen kennen ihre Probleme selbst am besten, sie haben nur keine Möglichkeit, sich zu artikulieren, da sie oft nicht organisiert sind. Partizipation soll ihnen Gehör verschaffen und die Möglichkeit geben, sich zu organisieren, um ihre Zukunft selbst in die Hand zu nehmen. (vgl. Braun 2003: 188)

Leeuwis argumentiert anhand der verschiedenen Partizipationsarten, warum diese wichtig sind: die instrumentelle, um Zugang zu relevanter Information zu bekommen, die theoretische, da sich Menschen ohne Miteinbeziehung nicht ändern, die ideologische, oder normative, da es der Wunsch und die Pflicht der Zielgruppe ist, am Projekt teilzunehmen und die politische aus dem Wunsch heraus, einige Gruppen der Gesellschaft zu emanzipieren. (vgl. Leeuwis 2000: 933)

Es stellte sich die Frage, „warum technisch korrekt geplante Projekte scheiterten“. Als einer der Gründe erkannten die NGOs, dass diese Projekte unter „Missachtung der Lebenswirklichkeit der Betroffenen in einem „Top-Down“ durchgeführt wurden und so die Zielgruppen nur zögerlich kooperierten, was mit einer „Projektresistenz“ erklärt wurde. ProjektplanerInnen sind nur eine gewisse Zeit vor Ort und wenn die Zielgruppe ein Projekt akzeptiert, besteht eine höhere Wahrscheinlichkeit, von Nachhaltigkeit. (vgl. Braun 2003: 188)

Projekte, deren Betroffene zufrieden sind, haben bessere Aussichten auf Erfolg. Ist die Zielgruppe hingegen nicht vom Projekt überzeugt, ist sie kaum bereit, Eigenmittel zur Verfügung zu stellen. Bei der Förderung der Arbeit selbständiger ProduzentInnen, die nach Abzug der EntwicklungsplanerInnen selbst das Risiko zu tragen haben, ist die Zustimmung der Begünstigten unabdingbar. Durch Partizipation werden die Eigenverantwortlichkeit und die Artikulationsfähigkeit gefördert. So wird die Zielgruppe von „BittstellerInnen“ zu „gesellschaftlichen AkteurInnen“, was Empowerment zur Folge hat. (vgl. Braun 2003: 277)

In dem lokales und externes Wissen miteinander verbunden werden, liegt der Vorteil von basisnahen Projekten, nach einem „up-scaling“ (Rauch 2002: 498) Prinzip in situationsgerechten Entscheidungen und Maßnahmen, in einer verbesserten Artikulations-, und Interessensvertretungsmöglichkeiten, in einem gesellschaftlichen Lernprozess und in einer Erweiterung der Eigenverantwortlichkeit, Ownership, die zur Förderung von „Good- Governance“, Demokratie und zum Aufbau von zivilgesellschaftlichen Strukturen beitragen. (vgl. Rauch 2002: 499)

Im Gegensatz zu vorangegangenen streng hierarchisch organisierten „Down-scaling“ Projekten, sollen Bottom-up-Projekte folgende Vorteile bringen:

3.4.1 Praktische Anwendung von Partizipation in Projekten

Die Weltbank sieht hauptsächlich die ökonomischen Vorteile von Partizipation „(...) It's interest in participation is primarily one of improving the results of it's investment.“ –Sie strebt eine „Mainstreaming Participation“ an. (Bliss/ Neumann 2007: 32)

Für Partizipation wird oft ein Methodenmix herangezogen, Bliss und Neumann (2007) schlagen folgende vor: Beteiligtenanalyse, sozioökonomische Analysen, Zielgruppenanalysen und Logical Framework. Als Verfahren führen sie folgende an: direkte Beobachtung, halbstrukturierte Interviews, Ortsbegehungen und Ranking-Techniken. Analyse und Verwendung sollen allerdings von ExpertInnen durchgeführt werden. (vgl. Bliss/ Neumann 2007: 34ff)

All diese Techniken und der Erfolg von Partizipation der Zielgruppe hängen in erster Linie von den „EntwicklungsexpertInnen“ ab.

Zur Kontrolle, ob die Armuts,- und „Social impact“ analyse partizipativ ist, schlagen sie folgende Verfahren im Rahmen von PSIA vor: Die *Stake-holder*⁸-analyse, das *Beneficiary Assessment*, das *Participatory Poverty Assessment* und *Citizen Report Card*. (vgl. Bliss/ Neumann 2007: 119)

Voraussetzung für partizipative Methoden und Evaluierung ist der politische Wille der Regierung. Falls diese mit der Partizipation der Betroffenen nicht einverstanden ist, wird die Implementierung ihrer Partizipation erschwert. Mit Indikatoren können die partizipativen Qualitäten einer NGO beurteilt werden. Es ist zu überprüfen, ob Partizipation als institutionelles Ziel definiert ist, weiters die Präsenz der Organisation vor Ort. Hier spielen die Planung und das Consulting mit der Gemeinde und vor allem mit Frauen als eine marginale Gruppe als „keen understanding“ eine wichtige Rolle. Das muss sich in anderen Arbeiten der NGO spiegeln. (vgl. Oakley 1995: 12)

3.5 Partizipation und Empowerment

Manche AutorInnen setzen Partizipation und Empowerment gleich, für andere führt Partizipation zu Empowerment (vgl. Freyhold, 2002).

Mit Empowerment in Zusammenhang stehen autozentrierte Entwicklung und Ownership.

Diese Konzepte haben alle zum Ziel, die Betroffenen, meist Arme an Macht zu stärken. Durch ihre gesellschaftliche Unterlegenheit können sie ihre Bedürfnisse nicht artikulieren. Partizipation soll dazu beitragen und ihnen in weiterer Folge zu mehr Selbstbewusstsein verhelfen. Dieses Selbstbewusstsein kann auch „Ermächtigung“, oder „Empowerment“ genannt werden.

⁸ Stake Holder sind die, von Entwicklungsprojekten betroffenen Menschen

De Wit definiert Empowerment in der Entwicklungszusammenarbeit als „increased level of awareness, decision making, countervailing powers (...) (and) improved access to resources and institutions”. (de Wit 2001: 2)

Partizipation und Empowerment sind Machterweiterung der bisher relativ Ohnmächtigen durch reformistische Initiativen. Die Eigenverantwortlichkeit wird gefördert, was zu einer besseren Artikulationsfähigkeit führt, was wiederum, Empowerment zum Ergebnis hat. Partizipation ist ein Kompromiss innerhalb der asymmetrischen Verhältnisse zwischen NGO und Zielgruppe(n).

Auch die Weltbank hat “Empowerment” in ihre Programme aufgenommen und definiert es, im Sinne von Sen folgendermaßen: “Empowerment refers broadly to the expansion of freedom of choice and action to shape one’s life.(...) (and) to control over resources and decisions” (vgl. Weltbank zit. nach Freyhold 2002: 277ff)

3.6 Partizipation und Frauen

In der Entwicklungszusammenarbeit wird seit den 1980er Jahren immer mehr die Bedeutung einer marginalisierten Gruppe, nämlich der Frauen, innerhalb der marginalisierten Gruppe, der Armen erkannt. Partizipative Methoden müssen deshalb versuchen, besonders die Frauen in die Projekte mit einzubeziehen.

Es kam zu einer Umschwung von „social welfare orientation“ zu Entwicklung. Frauen tendieren dazu, eine separate Gruppe zu bilden, die gemeinsame Interessen und Ziele teilen. Sie werden normalerweise von den formalen, von Männern dominierten Strukturen ausgegrenzt. Es wird immer mehr das Potential von Frauengruppen in der Förderung von ländlicher und landwirtschaftlicher Entwicklung erkannt.

Um die Beteiligung der Betroffenen zu erreichen, empfiehlt Lucas (2000), mit Kooperativen, „Rural Workers Organisations“ und Frauenorganisationen zusammenzuarbeiten, da lokale Frauenorganisationen in einem „Grassrootlevel“ der effektivste Weg sind, die Frauen zu erreichen. Dadurch werden ihre Anstrengungen im Zugang zu Ressourcen und „to undertake viable economic activities“ bestärkt. (Lucas 2000: 74)

Emma T. Lucas (2000) verglich zwei Frauenprojekte miteinander. Ziel war die Analyse des Konzepts von Beteiligung und die Überprüfung von Vorschlägen und Aktivitäten zweier Frauenentwicklungsorganisationen und hierbei in welchem Ausmaß Beteiligung anerkannt und verwendet wurde. Weiters stellt sie das Ausmaß von politischem Einfluss in der Integration von Volksbeteiligung und das Management in den einzelnen Organisationen dar.

3.7 Probleme im Umfeld von Partizipation

Die Beteiligung der Betroffenen, die oftmals marginalisierte Gesellschaftsgruppen sind, führt oft zum Machtverlust der Gruppe, die über diese bestimmt hatte. Indem Partizipation Empowerment zur Folge hat, können dadurch soziale Konflikte entstehen. (vgl. Freyhold 2002: 280f)

Die mächtigere Gruppe können entweder die nationalen Eliten, oder die ProjektplanerInnen sein. Das nationale Umfeld und die Bereitschaft der nationalen Eliten, der marginalisierten Gruppe eine Stimme zu verleihen, damit diese selbst über ihre Entwicklung entscheiden kann, kann den Erfolg, oder Misserfolg eines Projektes bestimmen.

ProjektplanerInnen müssen gut auf partizipativ angelegte Projekte vorbereitet sein und in diesem Umgang geschult sein, es hängt aber auch von ihrer Persönlichkeit ab, da sie in dieser Art von Projekten mehr als Personen involviert sind und mehr im Austausch mit der betroffenen Gruppe stehen.

Somit sind die Beteiligung und der damit einhergehende Erfolg des Projektes auch stark von zwischenmenschlichen Beziehungen, die unter anderem auch von persönlichen Sympathien bestimmt werden, abhängig.

Dies stellt einen Machtverlust für EntwicklungsplanerInnen dar, da sie in nicht-partizipativen Projekten die alleinige Bestimmungsmöglichkeit haben. (vgl. Freyhold 2002: 280)

Sie können eventuell, aus Furcht vor unvorhergesehenen Reaktionen mit dieser Art von Projekten nicht umgehen. „Die Kommunikation über soziale und kulturelle Schranken erfordert Offenheit“ (Freyhold 2002: 280) Es müssen flexible Personen sein, die auch bereit sind, auf die Bedürfnisse der Betroffenen einzugehen und dementsprechend den Projektplan abzuändern, das Projekt und die Vorgehensweise immer wieder auf's Neue zu analysieren und zu evaluieren. (vgl. Freyhold 2002: 280f)

Es ist schwer, effiziente Bereitstellung von Dienstleistungen und Partizipation miteinander zu verbinden, da diese sehr zeitintensiv sein kann. Oft liegt die Präferenz von NGOs auf Großprojekten, die aber die Kompetenz der Zielgruppe übersteigt, was ihre Beteiligung erschwert. Es gibt aber auch Themen, die die NGO erst gar nicht zur Diskussion stellen will, was aber nicht immer negativ sein muss. (vgl. Freyhold 2002: 281)

Es kann auch vorkommen, dass die Zielgruppe die Partizipation ausschlägt und ein, von einer NGO geplantes Projekt bevorzugt, da sie die Zeit für die Beteiligung nicht aufbringen kann, oder weil sie die Zusammenarbeit auf gleicher Ebene mit der NGO als unangenehm empfindet. Weiters bleibt zu bedenken, dass Partizipation ein eurozentristisches Konzept ist und nicht alle sozialen Gruppen weltweit ohne Vorbereitung gewohnt sind, ihre Anliegen zu artikulieren. Für gut funktionierende partizipative Projekte ist ausreichende Information der Zielgruppe in einer für sie verständlichen Form unumgänglich. Diese fehlt jedoch häufig, was dazu führt, dass die Zielgruppe die Vorschläge der NGO annimmt, ohne genau zu wissen, auf was sie sich einlässt.

Dies hängt auch damit zusammen, dass die Zielgruppe glaubt, nur die, von der NGO vorgeschlagenen Projekte werden finanziert und so Hemmungen hat, selbst Projektvorschläge zu erbringen. Diese können sich verstärken, wenn die ProjektplanerInnen ihre Macht zum Beispiel mit großen Autos symbolisieren. Hier ist die Kommunikation zwischen den ProjektpartnerInnen unumgänglich. Die PRA-Techniken sind nur Hilfsmittel, die ProjektplanerInnen sollten sich immer wieder der Autoreflexion unterziehen und zum Dialog eröffnen. (vgl. Freyhold 2002: 280ff)

Partizipation ist ein „Kompromiss innerhalb der asymmetrischen Verhältnisse zwischen NGOs und Zielgruppen. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, dass es auch Tätigkeiten von NGOs gibt, die auch ohne Partizipation gut sind, somit dürfen nicht alle Projekte ohne Beteiligung der Zielgruppe unkritisch verworfen werden. Projekte, bei denen die Projektideen nicht von den Zielgruppen selbst stammen, können sehr wohl im Projektverlauf Partizipation aufweisen. (vgl. Freyhold 2002: 280ff)

3.7.1 Kritik an Partizipation/ EZA

Die Hauptkritikpunkte an der Entwicklungszusammenarbeit sind, dass sie nicht die Armen erreiche, die Frauen übersehe und Projekterfolge europäische Wertvorstellungen transportieren. (vgl. Wolff 1998: 314) Im Zusammenhang mit der Verbreitung europäischer Wertvorstellungen wird auch das europäisch konzipierte Partizipationskonzept kritisiert. So hört Michener (1998) im Wort „Verantwortung“, das oft im Zusammenhang mit Beteiligung genannt wird, paternalistische Untertöne. (vgl. Michener 1998: 2106ff)

Ein weiterer Vorwurf gegen NGOs allgemein und partizipative Projekte ist, dass sie von der „Community“ als undifferenziertes Kollektiv ausgehen und informelle Netzwerke, sowie Hierarchien innerhalb dieser Gruppen nicht erkennen. Als Abhilfe könnte die Bildung homogener Untergruppen, mit denen einzeln gearbeitet wird, dienen. Außerdem sind NGOs oft blind gegenüber kulturellen Kommunikationsmitteln.

Die Anpassung an soziokulturelle Verhältnisse durch partizipative Methoden, die für die Gruppe adäquat sind ist unumgänglich. (vgl. Michener 1998: 2107f)

Partizipative Projekte neigen dazu, lokales Wissen, das als Garant für ownership dient, zu verzerren und durch die Betrachtung der „Community“ als homogene Gruppe, wird auch ihr lokales Wissen als homogen verzerrt. Andererseits dürfen ProjektplanerInnen keine SklavInnen des *local knowledge* werden. Sie müssen sich ihrer Einflussnahme in Entscheidungsprozessen bewusst sein. Ein Problem kann darstellen, dass Partizipation und Projekte schwer in Einklang mit der Verwaltungsbürokratie zu bringen sind. Partizipation entpolitisiert Entwicklungsprozesse indem es dadurch den Anschein hat, die Betroffenen könnten mitbestimmen. Oft stimmen sie aber nur Dingen zu von denen sie glauben, dass die NGOs sie für sie wollen.

Partizipative Methoden werden von unterschiedlichen NGOs in unterschiedlichen Projektphasen verwendet. Da mittlerweile auch die Weltbank die Vorteile von Partizipation erkannt hat, nehmen viele NGOs Partizipation in die Projektplanung auf. Da Partizipation aber zeitintensiv ist, verwenden es manche NGOs nur in der Evaluierungsphase. Hier bleibt aber zu bedenken, wie viel Sinn es macht, ein nichtpartizipatives Projekt, partizipativ zu evaluieren, denn in der Evaluierungsphase können die Betroffenen kaum noch in den Projektverlauf eingreifen und diesen mitbestimmen, was sich auf ihre Motivation zur Mitarbeit auswirkt. (vgl. Bliss/ Neumann 2007: 70)

4 KUNA IN PANAMA

In Panama sind nach der letzten Volkszählung des Statistikamtes im Jahre 2000 von einer Gesamtbevölkerung von fast drei Millionen EinwohnerInnen 285.229 Indigene, was fast 10% der Gesamtbevölkerung entspricht. Davon sind 65% Ngóbe Buglé, 10,3% Embera-Wounaan, 10,3% Kuna und 2,6% andere, kleinere Gruppen. In Panama gibt es fünf indigene *Comarcas*⁹. Diese sind: Ngóbe Buglé im Zentrum des Landes, Embera- Wounaan in Darien, Madungandí und Waragandí der Kuna im Nordosten des Landes. (vgl. Hughes/ Qintero 2005: 38f)

Auch wenn die Kuna nicht die größte Gruppe von Indigenen darstellen, so sind sie außerhalb des Landes die bekanntesten aufgrund ihres Semiautonomiestatus und aufgrund der zahlreichen Forschungen über sie.

In *Dulegaya* (Kuna) nennen die Kuna sich selbst *Tule/ Dule*, da aber die allgemein bekanntere Bezeichnung Kuna ist, werde auch ich sie in dieser Arbeit beibehalten (vgl. Howe, 1999; Price, 2005). Das Wort Kuna bedeutet “Die letzte Ebene der Erde“, die, in der die Menschen leben, außerdem kann es „*la gente dorada*“ („Das goldene Volk“) heißen. (vgl. Price 2005: 28)

Über die Herkunft der Kuna gibt es viele Unklarheiten und genauso viele Erklärungsmodelle. Nach mündlicher Überlieferung kommen die Kuna ursprünglich aus Kolumbien:

„El Saila Dummad Iguandiguiña señalaba que provenimos de la Sierra Nevada de Santa Marta, Colombia. De allí nos fuimos a otro lugar motivado por una epidemia, causada por la descomposición de una mujer que habia sido sacrificada, porque era considerada por la comunidad como maligna, ya que cada vez que se casaba se le moría el esposo.” (Wagua zit. nach Limnio 2000: 25)¹⁰

⁹ Comarca heisst übersetzt: „Gegend, Landstrich“. In Panama wird dieser Begriff für die teilautonomen Gebiete der Indigenen verwendet.

¹⁰ Sailha Dummad Iguandiguiña verwies darauf, dass wir von der Sierra Nevada von Santa Marta in Kolumbien kommen. Von dort zogen wir, wegen einer Epidemie, die durch das Fehlverhalten einer Frau ausgelöst worden war an einen anderen Ort. Sie wurde geopfert, weil sie als verwünscht gegolten hatte, weil ihre Ehemänner immer wieder starben.“ (Übersetzung der Autorin)

Die Kuna waren immer schon zwischen Kolumbien und Darien gewandert und nie länger an einem Ort geblieben. Erzählungen zufolge lebten sie lange Zeit am Río Tuira, mussten dann jedoch aufgrund von Epidemien und territorialen Zusammenstößen mit den Emberá¹¹ an die Karibikküsten ziehen. (Martínez zit. nach Limnio 2000: 26)

Es ist unklar, ob die Kuna zur Zeit der *Conquista* am Isthmus gelebt haben (Herrera 1981: 11) Herrera neigt in Berufung auf Castellero eher zu der These, dass die Kuna erst 1571 das erste Mal in Chroniken auftauchen. Zu dieser Zeit gehörte Panama noch zu Kolumbien und sollte erst 1903 mit Hilfe der USA, die Interessen am Bau des Kanals hatten, unabhängig werden.

Anfang des 19. Jahrhunderts lebten die Kuna in der Nähe von Bayano und zogen Mitte des 19. Jahrhunderts Richtung Kolumbien, wodurch ihr Handel mit Kolumbien begünstigt wurde. 1890 stellte die panamaische Regierung einen regen Handel der Kuna mit Kolumbien fest. (vgl. Howe 1998: 15) Doch das Handelstreiben der Kuna war keineswegs eine neue Entwicklung, vielmehr ist schon seit dem 17. Jahrhundert bekannt, dass die Kuna, die sich das Image eines unabhängigen und kriegerischen Volkes zugelegt hatten, (vgl. Herrera 1981: 29) damals schon Handel mit den Piraten trieben (Stout zit. nach Tice 1995: 34) und seit dem 18. Jahrhundert mit den Franzosen. (Stier zit. nach Tice 1995: 35) Ende des 18. Jahrhunderts genossen die Kuna eine relative Autonomie im kolumbianischen Staat. (vgl. Herrera 1981: 66) Erst Ende des 19. Jahrhunderts zogen die Kuna auf die, der Küste vor gelagerten Inseln (vgl. Tice, 1995; Howe, 1998; Ventocilla, 1999) Howe sieht in diesem Umzug und in der Geldwirtschaft die größten Einschnitte in die Kultur der Kuna und vor allem in die geschlechtliche Arbeitsteilung, denn als die Kuna noch am Festland gelebt hatten, kümmerten sich hauptsächlich die Frauen um die Landwirtschaft.

¹¹ Ethnie, die in Darien lebt, heute werden oft die Emberá und Wounan als Emberá- Wounan gemeinsam genannt, weil sie derselben Sprachfamilie angehören. Durch die steigenden Übergriffe gegen sie von kolumbianischer Seite, wandern auch sie in den letzten Jahren vermehrt nach Panama City ab.

Mit der weiten Entfernung zu den Feldern wurden immer mehr die Männer zu Bauern und die Frauen blieben, außer zum Trinkwasserholen immer mehr im Haushalt tätig. Tice sieht darin aber nicht die einzige Erklärung für diesen Wandel (vgl. Tice 1995: 37)

Dadurch veränderte sich das Landnutzungsrecht immer mehr zu Privatland, das an Töchter und Söhne weitervererbt werden konnte. Durch die matrilocale Ordnung mussten die Schwiegersöhne bei der Bewirtschaftung des Landes der Schwiegereltern helfen. Die Frauen arbeiteten immer mehr im Haushalt und begannen mit Handarbeitskunst. Zu dieser Zeit entstanden die berühmten Molas¹², die vor allem auf den Blusen der Frauen zu finden sind, aber immer mehr auch als Bilder, oder Zierde von Taschen verwendet werden. (vgl. Howe 1998: 16ff; Tice 1995: 36) Gerade die Kleidung der Frauen sollte später und auch heute noch für Kuna und Latinos/as die Identität der Kuna symbolisieren. So wurde 1919 in Schulen auf Kuna Yala Mädchen der Gebrauch des Nasenringes, weil er offiziell als „barbarisch“ gewertet wurde, verboten. (vgl. Howe 1998: 178)

Kurz nach der Unabhängigkeit Panamas von Kolumbien, 1903 begann die panamaische Regierung die guten Beziehungen der Kuna zur kolumbianischen Regierung zu beobachten, aus Angst die Grenzen zu Kolumbien wären nicht sicher, solange die Indigenen gute Kontakte zu Kolumbien pflegten. So wurde jegliche Auflehnung der Kuna gegen die panamaische Regierung als Rechtfertigung zur Gewaltanwendung genutzt. (vgl. Herrera 1981: 82) Die panamaische Regierung beschloss, dass die Kuna durch Mission und Schulen „zivilisiert“ werden müssten. Die Indigenen sollten an die Mehrheitskultur angepasst werden, was genau dem Gedanken des erst kurz davor gegründeten Nationalstaates entsprach. (vgl. Howe 1998: 54)

¹² Molas sind Motive, die aus der Überlappung von unterschiedlichen Stoffen und aufwendigen Näharbeiten entstehen.

1907 erreichten die ersten katholischen MissionarInnen Kuna Yala und 1913 machte die Engländerin Anna Coope auf Narganá mit der Erlaubnis von Charly Robinson, eine englischsprachige Bibelschule auf. (vgl. Howe 1998: 85) 1915 wurde die erste Polizeistation von der panamaischen Regierung auf Kuna Yala errichtet und Berichten der damaligen Zeit zufolge griffen diese sehr hart durch und duldeten keine Art von Widersetzung. 1924 wurde der Höhepunkt der Aggression und polizeilichen Übergriffen (viele Kuna wurden während dieser Zeit getötet) erreicht und löste eine Massenabwanderung von Playon Cico aus. (vgl. Howe 1998: 170) *„The sacred gathering was the true front of resistance, the organization that linked islands and leaders together.“* (vgl. Howe 1998: 172)

Im Februar 1925 eskalierte die Situation und alle panamaischen Polizisten auf Kuna Yala, die nicht rechtzeitig flohen, wurden ermordet und die Führung der Revolution erklärte Kuna Yala als unabhängig. (vgl. Herrera, 1981; Howe, 1998). Eine wichtige Rolle für die Revolution spielten Cimral Colman und Nele Kantule, die auch heute noch ständig gehuldigt werden. Herrera formuliert vorsichtig, dass durch die Anwesenheit von US-Amerikanern kurz vor der Revolution, als eine Involvierung der USA in die Revolution gedeutet werden kann, während Howe die Involvierung der USA in die Revolution als gegeben ansieht. (Herrera 1981: 210; Howe, 1998)

Danach spielte die USA eine wichtige Rolle bei den Verhandlungen zwischen Kuna und der panamaischen Regierung. *„The Kuna Revolution was the start of a negotiation process between the Kuna and the Panamanian government over who has the right and power to make desicions that affect the San Blas region. Kuna women´s right to wear their “traditional dress was the heart of the revolution”* (Tice 1995: 40)

Howe zieht folgendermaßen Bilanz über die Revolution: *“The things they fought for, however, have for the most part survived. The Kuna still feed themselves largely by their own efforts from their own land and water. Most Kuna women still wear molas, noserings, and limb bindings, and even those who do not wear them sew molas to sell. Villages still call to Great Father (Baba) and Great Mother in sacred gatherings, though attendance has gotten sparse, and San Blas-today officially called Kuna Yala- still belongs to its indigenous inhabitants.”* (Howe 1998: 297)

Für Howe handelt es sich hierbei um einen Konflikt zwischen Kuna, Panama und der USA, weil die Kuna autonom leben wollten. (vgl. Howe 1998: 8) Lange Zeit konnten sie das auch, da sich weder Kolumbien noch Panama in ihre Sozialorganisation einmischten. (vgl. Ventocilla 1999: 9)

Howe geht auch auf die Veränderungen seit der Revolution und auf die unterschiedlichen Wege, die die einzelnen Inseln eingeschlagen haben ein, ganz zu Schweigen von den vielen unterschiedlichen Wegen der Kuna in der Stadt. Gemeinsam ist den einzelnen Gemeinden nur, dass sie fast ausnahmslos den 25. Februar zur Erinnerung an die „*Revolución Tule*“ feiern. Eine bekannte Ausnahme stellt nur Narganá dar, das lange Zeit statt der Revolution die panamaische Fahne ehrte, genauso wie auch Corazón de Jesús lange Zeit den Fortschritt anpries und erst in letzter Zeit traditionsbewusster wird und sich *Akkwanusatupu* nennt. (vgl. Howe 1998: 298)

Meiner Meinung nach verdeutlicht das die neueren Revitalisierungstendenzen der Traditionen, oder die Erneuerung von Traditionen, die schon lange vor der Revolution nicht mehr gelebt wurden. So schreibt Tice, dass die legale Anerkennung von Kuna Yala, als Land das im Gemeinbesitz der Kuna steht zu wirtschaftlichen Veränderungen führte. Nele Kantule setzte sich besonders stark dafür ein, zu den „traditionellen“ Sozialorganisationsformen der Kuna zurückzukehren, was den kollektiven Landbesitz und die kollektive Bewirtschaftung des Landes inkludierte. Die Kuna erkennen individuellen Landbesitz an. (vgl. Tice 1995: 42)

So hat die Gemeinschaftsarbeit einen hohen Stellenwert, aber um die Mitarbeit aller zu garantieren, wurden Geldstrafen eingeführt, um sicher zu stellen, dass auch Ganztagsbeschäftigte und Gemeindemitglieder, die in Panama City leben, sich daran beteiligen würden. (Howe zit. nach Tice 1995: 43)

Er meint, dass die panamaische Regierung respektvoller und ehrlicher mit den Indigenen umgehen würde, als andere amerikanische Staaten, was auch mein Eindruck ist. Ihre Situation ist aber im Gegensatz zu der anderer ethnischer Gruppen Panamas wie zum Beispiel der Ngobe Buglé, die auf Kaffeeplantagen im Norden des Landes arbeiten, oder im Unterschied zu der der Emberá Wounan, die immer mehr Übergriffen aus Kolumbien ausgeliefert sind, immer noch besser.

Heute gibt es drei Kuna-*Comarcas*: Kuna Yala: das Land an der Küste und mehr als 300 Inseln beinhaltet und eine autonome Provinz Panamas darstellt. Kuna Yala entstand 1954 als Staat mit Teilautonomie. 1996 wurden die Comarca Madungandi und 2000 Wargandi gegründet. (vgl. Price 2005: 5)

5 PROJEKT KUNA NEGA

5.1 Entstehung Kuna Negas

Die Information zu diesem Kapitel stammt aus Interviews, informellen Gesprächen und unveröffentlichten Dokumenten.

Kuna Nega ist die erste der insgesamt acht in Panama City und Umgebung gebauten Kuna-Siedlungen, oder wie sie sie selbst nennen, *Barriadas*. Sie liegt ca. fünfzehn Minuten mit dem Bus vom Stadtrand entfernt.

Das Projekt Kuna Nega war eine Reaktion auf die Wohnsituation in Panama City. Die Idee dazu stammte hauptsächlich von Andrea Mendoza, die 1974 von Kuna Yala nach Panama City zog. Eines Tages mussten sie und andere sechs Familien plötzlich das Haus, in dem sie gemeinsam wohnten, räumen, da es zum Verkauf stand. Aufgrund der hohen Mietpreise in der Stadt, dachten die Frauen¹³ der sieben Familien über mögliche Alternativen nach. Dies unterstreicht Boserups (1993) Beschreibungen von Frauen als diejenigen, die für das Überleben der Familien zuständig sind.

Als Reaktion auf die Wohnsituation kam Andrea Mendoza, nach eigener Erzählung die Idee zu einer Kuna- *Barriada*. Sie unterbreitete der NGO *Secretaría Indígena* ihre Idee, bis diese und ein dort arbeitender Priester schlussendlich zusagten, sie zu unterstützen. Erst zu diesem Zeitpunkt weihten die sieben Frauen ihre Männer ein. Von da an wurden die Aufgaben verteilt und 1980 ein Verein gegründet, dessen Vorsitzende Andrea Mendoza war. Nach und nach gewannen sie durch diverse Anzeigen mehr Personen für die Idee. Als sie rund 150 Personen waren, begannen sie mit dem Fundraising durch Veranstaltungen, wie Essensverkauf um nach drei Jahren die, für den Bau der Siedlung benötigte Summe zu haben.

¹³ Zur Zeit meines Aufenthaltes von August bis November 2005 wohnen nur noch zwei der Mitgründerinnen in Kuna Nega, während eine zurück nach Kuna Yala ging und die restlichen drei im Zentrum von Panama City wohnen.

Es halfen aber auch viele Nicht-Kuna, wie Marta de Gerdes schreibt, bei der Durchführung des Projektes Kuna Nega mit. (vgl. De Gerdes 1995: 125) Einer davon ist der Architekt Olivier I. Avila Iturralde, der das Projekt Kuna Nega als sein Studienabschlussprojekt durchführte. Unter anderem waren ein Anthropologe aus den USA und FIA (*Fundación Interamericana*), das einen Großteil der finanziellen Mittel zur Verfügung stellte, nicht unwesentlich an der Verwirklichung dieses Projektes beteiligt. Die Grundidee dazu und Verwirklichung stammten jedoch von den Kunafrauen selbst. Es gibt viele Versionen, warum es der Verein Kuna Nega schließlich schaffte, vom Staat, unter der Regierung Dr. Illuegas 1983 ein Territorium von 18,5 Hektar zu bekommen, um das Projekt Kuna Nega zu verwirklichen. De Gerdes schreibt, dass es ein Zusammenspiel aus mehreren Faktoren gewesen war, warum Kuna Nega realisiert werden konnte. (ibid.: 127) Darunter gibt es die Variante, dass Omar Torrijos vor seinem Tod noch den Weg ebnete oder, dass es auf den Einfluss eines Bischofs beim katholischen Illuega zurückzuführen ist.

Um mit dem Bau der Häuser beginnen zu können, musste das Territorium, das mitten im Urwald liegt erstmal von Unkraut befreit werden. Vorerst bauten die GründerInnen drei Modellhäuser, um anschließend eines davon auszusuchen, nach dessen Modell alle Häuser in Kuna Nega gebaut werden sollten.

Der verantwortliche Architekt beschreibt, dass sich die Gemeinschaft für das zweite Modellhaus entschied: ein Haus im Wert von 6000 Dollar mit 49m² Nutzfläche auf einem 250m² großen Grundstück. Es wurden vier Arbeitsgruppen gebildet: Zwei mit jeweils 18 und zwei mit jeweils 17 Familien. (vgl. Avila Iturralde 2003: 5ff) Hervorzuheben ist, dass der Architekt nach den Ideen der Kuna arbeitete. Das Geld für die ersten Häuser stammte hauptsächlich von dem gesparten Geld und den zuvor erwähnten finanziellen Mittel aus den USA. Die HausbesitzerInnen, also die Mitglieder des Vereins Kuna Nega bezahlen ihre Häuser in monatlichen Raten ab. Mit diesem Geld können die noch ca. achtzig fehlenden Häuser gebaut werden. Da damals die ersten Häuser nicht alle gleichzeitig fertig wurden, vergab der Verein die Häuser nach einem Punktesystem der Reihe nach.

Für alle Arbeiten für das Projekt wurden Punkte für die Anwesenheit und Mithilfe vergeben. Die Person mit den meisten Punkten, bekam zuerst ein Haus. Die GründerInnen erzählen immer wieder gerne über die Zeit des Häuserbaus in Kuna Nega und sind stolz darauf, Opfer dafür gebracht zu haben. Andrea Mendoza erzählt, dass sie wegen der hohen Punkteanzahl als erste ihr Haus zugeteilt bekam, was sie darauf zurückführt, dass sie jeden Tag um vier Uhr früh von der Bushaltestelle anderthalb Stunden zum Grundstück des jetzigen Kuna Negas ging, um die Fläche von Unkraut zu befreien und um die Häuser zu bauen.

Die Kuna, die gemeinsam in der Siedlung leben haben zwar Kuna Yala als gemeinsames Herkunftsland und berufen sich auch, wie viele MigrantInnengruppen darauf. Es muss jedoch beachtet werden, dass jede Insel von Kuna Yala ein eigener, sich oft von den anderen Inseln in Traditionen stark unterscheidender, Lebensraum ist. Noch größer ist der Unterschied zu Kuna-Comarcas die am Festland sind. Auch wenn sich in Kuna Nega alle auf eine gemeinsame Herkunft berufen, so treffen hier doch ganz unterschiedliche Herkunftsländer und Migrationsgeschichten aufeinander, da einige vor ihrem Umzug nach Kuna Nega bereits längere Zeit in Panama City, oder in Colon, einer Stadt, die sich am anderen Ende des Kanals befindet, oder in Arraijan, einer kleinen Stadt in der Nähe Panama Citys und nicht in Kuna Yala gelebt hatten. Die gemeinsame Herkunft basiert also nicht auf einen unmittelbaren Bezug zu Kuna Yala, sondern wird über Generationen weitergegeben.

Also auch die Kontexte, in denen die, nach Panama gewanderten Kuna davor gelebt hatten, waren sehr unterschiedlich gewesen und hatten sehr unterschiedliche Anforderungen an sie gestellt. Auch innerhalb der Familien haben die einzelnen Mitglieder unterschiedliche Migrationserfahrungen und eine unterschiedlich starke Bindung zum Herkunftsland. Es kann sein, dass Geschwister der ersten, oder der zweiten Generation angehören. Das heißt, in Kuna Nega treffen Menschen aus sehr vielen verschiedenen Lebenswelten aufeinander, die nach außen hin ihre gemeinsame Kunaidentität als Inklusionsmechanismus verwenden.

Für Gruppen, die sich auf ethnische Kategorien berufen, spielen die Entstehungsmythen eine wichtige Rolle, um die Gruppenidentität zu bilden. Durch die Entstehungsmythen werden wichtige Bedeutungsdiskurse konstruiert, indem mit der Erklärung der Vergangenheit, die Gegenwart gerechtfertigt wird und indem dadurch die politische Ordnung legitimiert wird. (vgl. Eriksen 2001: 272)

„Myths of origin are powerful devices that have the potential to make sense of the present, legitimise the existing political order and offer group identity“ (ibid. 272ff)

Dies kommt in Kuna Nega zu tragen: Viele beginnen zu schwärmen, wenn sie über die Gründungsphase erzählen und beteuern, dass es viel Arbeit gewesen war. Wie die Gründungsphase vor sich gegangen war, wird jetzt auf eine bestimmte Art erzählt, die einem Entstehungsmythos gleicht.

So waren es genau sieben Frauen, die als die Gründerinnen ausgewiesen werden. Die Hälfte dieser Frauen lebt jetzt nicht mehr in Kuna Nega, aber es wird immer noch die magische Zahl sieben an die kommenden Generationen weitergegeben. Auch die Anzahl der ersten Mitglieder von genau 250 ist wohl eher eine symbolische Zahl, als eine genaue. Der „Entstehungsmythos“ Kuna Nega trägt durch die Achtung vor den GründerInnen zu einer gemeinsamen Gruppenidentität bei, die die verschiedenen Lebenswelten, die in Kuna Nega aufeinander treffen, miteinander verbinden sollen. Dies soll durch die gemeinsame Vergangenheit der Entbehrungen während des Siedlungsbaues und die gemeinsame Zukunft, in der es allen immer besser gehen soll, entstehen.

5.2 Organisation Kuna Negas

5.2.1 Muchup-Muchup Arbaed/ Pendaked

Die Organisation Kuna Negas beruht zu einem Großteil auf dem *Muchup-muchup arbaed*-Prinzip. *Muchu-Muchup Arbaed* („gegenseitige Arbeit“) und *muchup muchup Pendaked* („gegenseitige Hilfe“). Hierbei handelt es sich um ein wichtiges Element der Sozialorganisation der Kuna.

Das *Muchup Muchup Arbaed*-Konzept trug einen wichtigen Teil dazu bei, dass Kuna Nega in dieser Art entstand und dass Kuna Nega in der heutigen Form organisiert ist. Juan, einer der Gründer erzählt, dass der Verein Kuna Nega seinen damaligen Sponsoren das Projekt folgendermaßen vorgestellt hat, worin für ihn der Grund liegt, Zuschüsse bekommen zu haben.

„(...) Dieses Projekt mit dem System des gegenseitigen Helfens: alle arbeiten für einen und einer arbeitet für alle.“ (Übersetzung S.T.)

Nach diesem Prinzip wurden für die Gemeinschaft Häuser gebaut, ohne vorher die BesitzerInnen zu bestimmen. Die Aufteilung erfolgte nach dem bereits erwähnten Punktesystem. Das heißt, die gebauten Häuser wurden gemeinsam für den Verein Kuna Nega gebaut und anschließend verteilt. Das wiederum bedeutet, dass die Gemeinschaft vorgeht und dann das Individuum kommt. Alle arbeiten füreinander, für die Gemeinschaft und helfen einander dadurch gegenseitig, was dem *Muchup Muchup Pendaked*-Konzept entspricht.

In Kuna Yala hatte es besonders vor Beginn der Geldwirtschaft einen hohen Stellenwert und bezog sich auf viele Bereiche des sozialen Lebens, wie zum Beispiel das Teilen von gefangenen Fischen, oder anderen Lebensmitteln aus der Subsistenzwirtschaft. Howe sieht durch den „nicht kapitalistischen Austausch“ eine Grenzziehung zwischen Kuna und Nicht-Kuna. (vgl. Howe, 1998)

Diese Gemeinschaftsarbeit nahm zu Gründungszeiten Kuna Negas einen sehr hohen Stellenwert ein, da sie damals fast ausschließlich im Bau neuer Häuser für die weiteren Mitglieder bestand. Außerdem wurden, bis vor einigen Jahren die anliegenden Flächen landwirtschaftlich genützt. Dies ist heute nicht mehr der Fall, da fast die gesamte Fläche von 18,5 h verbaut ist und da auch das, zuvor landwirtschaftlich genutzte umliegende Land seit ca. fünf Jahren mit den umliegenden Siedlungen San Francisco und Villa Cardenas bebaut ist.

Jetzt werden in gemeinsamer Arbeit die Grundstücke gepflegt, die Wege gekehrt, die weiteren fehlenden Häuser gebaut und anfallige Reparaturen, wie zum Beispiel an der Wasserleitung behoben. Dadurch, dass es derzeit weniger Gemeinschaftsarbeit gibt, dauert diese jetzt kürzer als früher, findet nur noch samstags statt und jährlich werden nur noch ungefähr drei Häuser gebaut. Durch das *Muchup-Muchup Arbaed*- Konzept wird der Zusammenhalt der Gemeinschaft gefördert, indem alle gleichviel arbeiten sollen und sich alle an Arbeiten für die Gemeinschaft beteiligen und sich dadurch auch zu dieser Gemeinschaft zugehörig fühlen sollen. Dadurch konnten die Kuna dieses Projekt selbst durchsetzen und von außen nur die benötigte Hilfe einfordern. Ein nichtpartizipatives westliches Projekt hätte womöglich auf diesen Vorteil der Gemeinschaft keine Rücksicht genommen.

5.2.2 Vereinsrecht

Kuna Nega ist als Verein gegründet, der die *Barriada Kuna Nega* administriert. Der Verein Kuna Nega begann sich 1980 zu formieren und wurde 1983 rechtlich anerkannt. Zwei ExpräsidentInnen gaben als Ziele Kuna Negas an, billiges Wohnen und Ausbildung der Kinder.

Als offizielle Ziele des Vereines gelten folgende:

„1. Eine Kunagemeinschaft zu schaffen, die gemeinschaftlich organisiert ist. Jeder soll jedem, im Sinne unserer Kultur und Tradition helfen

2. Um unsere ethnisch kulturellen Werte hervorzuheben damit die Gruppe ihre Eigenheit als Volk behält

3. Um als ethnische Gruppe den Problemen dieser Gesellschaft entgegen zu sehen und gemeinsam Lösungen zu finden.“ (De Gerdes 1995: 146)

Der erste Punkt der Ziele spiegelt sehr stark die Kuna- Kosmologie wieder, indem er die Wichtigkeit der Gemeinschaft beschreibt und somit als ersten Punkt der Ziele Kuna Negas die den Zusammenhalt der Gemeinschaft in den Vordergrund stellt, wie auch schon im *Nega*- Konzept¹⁴ näher ausgeführt. Das bedingt, dass Kuna Nega für Kuna organisiert ist, da sie sich nach „eigener Kultur und Tradition“ helfen sollen. In diesen Zeilen spiegelt sich die Wichtigkeit des Fortbestehens der Traditionen für den Verein wider.

Indem hier die Rede von „ethnischen kulturellen Werten“ für Kuna Nega ist, erfolgt eine Abgrenzung zu anderen ethnischen Gruppen. Es ist nicht ganz klar, ob die Bezeichnung „Ethnische Gruppe“ im Punkt drei der Vereinsziele von den Kuna selbst so verwendet wird. Es wird die Wichtigkeit des Fortbestandes der Traditionen hervorgehoben, der über den Zusammenhalt der Gruppe erfolgen soll. Durch die gegenseitige Hilfe bilden sich Netzwerke innerhalb der Gruppe und umgekehrt lassen sich durch sie Netzwerke erkennen: Geht man den Fragen „Wer hilft wem und warum, und wer hilft wem nicht und warum nicht“ nach, kann man durch diese Hilfeleistungen die Netzwerke Kuna Negas erkennen.

¹⁴ „Nega“ bedeutet Haus in Kuna. Anhand der Bestandteile eines Hauses wird die Wichtigkeit jedes dieser Teile, die für die Mitglieder der Gemeinschaft stehen, verdeutlicht. Jeder hat eine Rolle in der Gemeinschaft zugewiesen und jede ist wichtig für das „Ganze“

Gleichzeitig werden durch diese, in der Kunatradition durch *Muchup Muchup Arbaed* verankerte Verpflichtung zur gegenseitigen Hilfe neue Netzwerke geschaffen und so der Zusammenhalt verstärkt, da ja nur Kuna durch das *Muchup Muchup Arbaed* -Prinzip miteinander verbunden sind. Folglich dienen diese Netzwerke auch der Abgrenzung *Kuna Negas* nach außen.

Durch die Entstehung Kuna Negas war es vielen Familien, die davor in der Stadt verstreut gelebt hatten möglich, in derselben Siedlung zu wohnen, wodurch der Kontakt gefördert wird und sie sich besser gegenseitig unterstützen können.

Der dritte Punkt, sich als Gruppe gemeinsam den Problemen dieser Gesellschaft stellen zu wollen, stellt wieder *Muchup Muchup Arbaed* und den Zusammenhalt der Gruppe in den Vordergrund. Das hat damit zu tun, dass sie sich nach ihrer Migration nach Panama City einer starken *Mainstream Culture* gegenübersehen, dass sie größere Probleme am Arbeits- und Wohnungsmarkt haben und sich deshalb verstärkt untereinander helfen müssen, um überleben zu können, wie dies auch für andere Migrationsgruppen, wie zum Beispiel MexikanerInnen in den USA beschrieben wurde.

5.2.3 Die Administration Kuna Negas

Die nachfolgenden Informationen über Kuna Nega stammen aus den durchgeführten Interviews.

Der Verein, der die *Barriada* Kuna Nega verwaltet, hat eine/n PräsidentIn an der Spitze der Organisation, die/der alle zwei Jahre genauso wie der Vorstand neu gewählt wird. Diese/r PräsidentIn wurde bis vor vier Jahren folgendermaßen gewählt: Während der zweimonatlich stattfindenden Versammlungen hatte jedes der Mitglieder das Recht, jemanden als PräsidentIn vorzuschlagen, den/die dieses Mitglied fähig hielt, den Verein zu leiten und die Führung zu übernehmen, worüber anschließend diskutiert wurde. Während derselben Versammlung wurde dann der /die PräsidentIn gewählt.

Derzeit müssen die KandidatInnen, genauso wie in der nationalen Politik Panamas, ein Wahlprogramm präsentieren und während der Versammlungen diskutieren. Es wird aber betont, dass man unter „Geschwistern“ sei und es somit auf diese Art immer gut abgelaufen ist. Einen ganzen Tag lang müssen alle Mitglieder durch Stimmabgabe wählen und am Nachmittag desselben Tages werden die Stimmen ausgezählt und der/ die neue PräsidentIn bekannt gegeben. Warum die Wahltechnik geändert wurde, wurde damit beantwortet, dass es durch das Anpassen an die nationale Politik „demokratischer“ sei.

Weiters gibt es einen Vorstand bestehend aus neun Personen, die folgende Aufgabenbereiche abdecken: Der/die PräsidentIn, VizepräsidentIn, Sekretär, Subsekretär, „Tesorero“, (Schatzmeister), Unterschatzmeister, und zwei „Vocales“, die die Versammlungen ankündigen und jemand, der für das Juristische und Finanzielle zuständig ist.

Innerhalb des Vorstandes gibt es zwölf Komitees, die für verschiedene Projekte zuständig sind. In dem jeweiligen Komitee sind ca. neun Personen für den jeweiligen Aufgabenbereich zuständig. Eines davon ist das Komitee, das für den *Tribunal De Pueblo*, das Volksgericht zuständig ist. Dieses Komitee ist sozusagen die Polizei der *Barriada*, denn bevor jemand der aus Panama City stammenden Polizei, ausgeliefert wird, muss er sich dem „*Tribunal De Pueblo*“ stellen. Nur größere Vergehen werden umgehend in die Polizeistation überwiesen. Die verschiedenen Komitees und der gesamte Vorstand treffen sich jeden Freitag zu einer Versammlung, wo sie sich über die einzelnen Projekte gegenseitig Bericht erstatten müssen. Bei den großen zweimonatlichen Versammlungen müssen sie allen Mitgliedern über ihre Tätigkeit und über die Verwendung der finanziellen Mittel Bericht erstatten. Nach Ende der zweijährigen „Amtszeit“ müssen die Mitglieder über die sinnvolle Verwendung der finanziellen Mittel aufgeklärt werden. Der gesamte Vorstand muss nach Ende der Amtszeit der Gemeinschaft Rechenschaft über seine Tätigkeit ablegen. Diese Methode soll vor Misswirtschaften, wie sie schon vorgefallen sind, schützen.

5.2.4 Landbesitz

Kuna Nega bekam das Land für die Siedlungen nicht, wie in vielen anderen lateinamerikanischen Barriadas durch Landbesetzungen, sondern der Verein bekam durch Antragstellen 18.5 Hektar für das Projekt Kuna Nega zur Verfügung gestellt.

Der Verein teilte jedem Mitglied 250 m² mitsamt einem Haus zu. Weiters bekam jedes Mitglied 400m² für die Kinder/für das Kind zur Verfügung gestellt. Prinzipiell bekommen alle Mitglieder gleichviel Land. In den 1990er Jahren jedoch gab es in Kuna Nega einen Baustop, da der Verein knapp vor dem Bankrott gestanden hatte und sich so den Bau neuer Häuser nicht mehr leisten konnte. In dieser Zeit konnten Kinder der Mitglieder, die den Grund gratis zur Verfügung gestellt bekommen hatten, das Grundstück um 300 Dollar kaufen. Die „neuen“ Mitglieder mussten ihre Häuser selbst finanzieren, die Gemeinschaft konnte sie nur in Form von Arbeitskraft beim Hausbau unterstützen. Die Mitglieder dieser Zeit haben somit keine Schulden mehr an den Verein ab zu bezahlen. Neue und alte Mitglieder bekommen die gleiche Menge an Land, der Unterschied liegt darin, dass manche für das Land bezahlen mussten und manche nicht. Jedes Mitglied muss sich um sein Land kümmern. Wenn es dieser Pflicht nicht nachkommt, kann ihm dieses Land wieder weggenommen werden. Die ursprüngliche Idee war es, dass alle Mitglieder in gleichen Mittelschichthäusern wohnen sollten. Es haben sich jedoch Unterschiede ergeben, denn die Mitglieder, die selbst genug Geld für den Bau des Hauses zur Verfügung haben, können andere Vorstellungen, wie zum Beispiel auch zweistöckige Häuser verwirklichen.

Das Land, auf dem Kuna Nega entstand, gehört immer noch der Regierung, deshalb kann auch niemand „sein“ Land verkaufen und kann es nur an Familienangehörige verschenken. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Regierung das Land an die Mitglieder verkaufen wird.

Wenn die Regierung jedoch das Land an den Verein Kuna Nega gibt, wird es in Besitz des Vereines Kuna Nega bleiben und nicht direkt an die Mitglieder übergeben. Geplant ist, dass das noch verbleibende Land nur noch an die Kinder weitergegeben wird.

5.2.5 Die Infrastruktur der Barriada

Zur Zeit der Gründung Kuna Negas gab es keine Grundversorgung. Kuna Nega liegt an einem Fluss und somit konnte zumindest für das Baden und Wäschewaschen gesorgt werden. Leider diente der Fluss auch zur Müllentsorgung, was auch heute noch der Fall ist. Geplant war damals aber, den Müll selbst zur Müllhalde zu bringen. Auch heute wird er teilweise noch in den Fluss geworfen, aber seltener, da heute die Müllabfuhr dafür bezahlt wird, drei Mal wöchentlich den Müll von der Sammelstelle, wo er von der Gemeinschaft gestapelt wird, abzuholen.

Nach einiger Zeit pumppte die Gemeinde Wasser aus dem Fluss in einen Wassertank, wo es mit Chlor versehen und so an die Gemeinschaft verteilt wurde. Danach brachte das staatliche Wasserwerk IRAN das Wasser in den Tank und seit Februar 2005 kommt das Wasser direkt aus der Quelle Chilibres. Die Wasserrechnung kommt für die gesamte Gemeinschaft und wird durch alle geteilt, egal, wie viel Wasser die einzelnen verbrauchen. Das Wasser sollte eigentlich den ganzen Tag funktionieren, aber, wie auch in anderen, ärmeren Teilen Panama-Citys kommt es nur zu bestimmten Zeiten und bleibt manchmal, ohne Vorankündigung bis zu zwei Tage ganz aus. Es gibt keine Kanalisation in der *Barriada*, da jedes Haus über ein Plumpsklo verfügt, das, wenn es voll ist, zugeschüttet und ein neues Loch gegraben werden muss.

Es ist aber für die Zukunft geplant, septische Klärgruben für die ganze Gemeinschaft zu bauen, diese müssten dann nicht zugeschüttet werden, wenn sie voll wären, sondern könnten ausgepumpt werden.

Seit ungefähr fünfzehn Jahren gibt es Strom in Kuna Nega. Dieser wurde anfangs, wie das Wasser ganzheitlich für die Gemeinschaft abgerechnet, jetzt hat aber jeder Haushalt einen Stromzähler und zahlt dadurch nur den selbst verbrauchten Strom.

Das nächste Projekt ist eine asphaltierte Straße bis Kuna Nega, um einen besseren Transport gewährleisten zu können. Dies ist ein wichtiges Projekt, da viele in Panama City arbeiten und die Kinder, die eine Oberstufe besuchen wollen in die Stadt müssen. Mit einer asphaltierten Straße würde die Wegzeit verkürzt. Es fahren zwar öffentliche Busse regelmäßig in die Stadt, doch für manche ist der Transport dennoch zu teuer. Somit können viele Kinder, nach der Volksschule in Kuna Nega die Schule nicht weiter besuchen, weil sich die Familien die täglichen Transportkosten nicht leisten können.

Weiters gibt es in der Siedlung zwei große Läden, nahe der Bushaltestelle, also sozusagen im Zentrum der *Barriada*. Für größere Einkäufe fahren die meisten in die großen Supermärkte in der Stadt. Zusätzlich verkaufen einige von Tür zu Tür ihre selbst gemachten Produkte und gehen damit durch die *Barriada*. Von außerhalb kommen wöchentlich Verkäufer, um ihre Fische, Fleischwaren, oder Früchte anzubieten.

Aus den Interviews ging hervor, dass die Mitglieder Kuna Negas Hoffnung auf ständige Verbesserungen haben, da in den letzten Jahren sichtbare Verbesserungen eingetreten sind. Es ist aber auch im Bewusstsein der Menschen, dass diese Dinge Zeit und Hartnäckigkeit seitens der *Barriada* benötigen. Somit ist aus den Gesprächen eine positive Einstellung der Zukunft gegenüber erkennbar.

6 ANALYSE DES PROJEKTES KUNA NEGA

In diesem Kapitel wird Bezug nehmend auf die Kapitel 2 und Kapitel 3 mit Thema Gender und Partizipation das Projekt Kuna Nega in Hinsicht auf die Forschungsfragen dieser Arbeit analysiert. Es sollen jeweils die Geschlechterverhältnisse sowie inwiefern Partizipation in Erscheinung tritt, aufgezeigt werden. Kuna Nega wird hier als ein Paradebeispiel für Partizipation und die Geschlechterbeziehungen herangezogen. Hinsichtlich der Partizipation ist Kuna Nega ein Vorzeigemodell, da es einen sehr hohen Grad an Partizipation vorweisen kann. Hinsichtlich der Genderperspektive ist Kuna Nega interessant, weil das Projekt von den betroffenen Frauen selbst initiiert wurde.

6.1 Partizipation im Projekt Kuna Nega

In Kuna Nega ist ein hohes Maß an Partizipation beobachtbar. Die Betroffenen haben das Projekt selbst initiiert und von externen NGOs und BeraterInnen lediglich Unterstützung in dem von ihnen konzipierten Projekt erhalten, ohne dass es von außen initiiert wurde. Dies hat den Vorteil, dass die Betroffenen, die ihre Bedürfnisse am Besten kennen, das Projekt nach ihren eigenen Vorstellungen gestaltet haben. Nach Oakley (1995: 9) lässt es sich mit „Partizipation als institutionelles Ziel“ definieren. Es handelt sich um ein Projekt, das in das Konzept der unkonventionellen politischen Partizipation mit illegalen politischen Aktivitäten, wie Landbesetzungen passt, (vgl. Härtl 2004: 19) mit einem sehr hohen Grad an Partizipation, auch wenn es dies nicht als vorrangiges Projektziel definiert hat.

Im Vergleich zu anderen selbst initiierten Projekten, hatte Kuna Nega einen Vorteil, der geschichtlich begründet ist.

Dietz beschreibt die Entwicklung von mexikanischen Gemeinschaften, die „beginnen, die passive Rolle des bloßen Empfängers exogener Projekte aufzugeben“, als Resultat von wachsendem Widerstand gegen „Maßnahmen, von denen nur ein Teil der Gemeinde, oder (...) nur externe Zwischenhändler profitieren.“ (Dietz 1997 : 278)

Diese Dörfer, mussten lernen, selbst Projektanträge zu stellen, die den formalen Anforderungen der jeweiligen Finanzierungsagenturen entsprechen.“ Einzelne Mitglieder, meist „lokal verwurzelte, aber städtisch und bürokratische Bildungselite“ spezialisieren sich darauf. Ein Problem ist, dass staatliche Entwicklungsbehörden keine kommunalen Projekte akzeptieren, weil diese keine juristische Person darstellen. (vgl. Dietz 1997: 278) Dieses Beispiel veranschaulicht, dass zwar allseits Beteiligung gefordert wird und die Selbstinitiierung durch die Gemeinschaften forciert wird, diese sich jedoch den formalen Kriterien der externen, oder staatlichen Finanzierungsorganisationen anpassen müssen. Dies stellt für viele Gemeinden ein großes Hindernis dar, vor allem in jenen, die nicht über westlich ausgebildete Intellektuelle verfügen. Wahre Partizipation würde diese Art der Hindernisse nicht an die Gemeinden stellen, sondern, im Gegenteil, sich an ihre Art der Projektorganisation anpassen.

Die Formen von Partizipation sind in Bezug auf den „historisch-gesellschaftlichen Kontext“, auf den Gegenstand der Entscheidung und die damit verbundenen Ziele der involvierten AkteurInnen „kontextspezifisch“. (vgl. Rauch 2002: 498)

Das erklärt, warum das Beispiel Kuna Negas sehr unterschiedlich zum Beispiel Mexikos ist.

Die Kuna haben, im Gegensatz zu anderen Gemeinschaften Lateinamerikas, die üblicherweise NGOs als Vermittler für Entwicklungsprojekte verwenden, selbst NGOs gegründet um selbst ihre Entwicklungsprojekte zu organisieren. Die Entstehung der Kuna- NGOs ist verbunden mit der Entwicklungspolitik, die seit den 1980ern die Bewahrung der Umwelt und die Beteiligung der indigenen Völker betont. (vgl. Martínez Mauri 2005 : 1) Schon in den 1930er Jahren entstanden „Intellektuellenkunagesellschaften“, so genannte „Sociedades de intelectuales kunas“. (vgl. Martínez 2005: 2). Dies hängt mit der Geschichte der Kuna zusammen, die schon früh Kontakte nach außen hatten und diese auch gegen den panamaischen Staat zu nützen wussten, um so ihre Vorteile durchsetzen zu können. Außerdem hatten die Kuna schon früh Zugang zu westlicher Bildung, wodurch sie die westlichen „Invasoren“ mit ihren eigenen Mitteln schlagen konnten.

In den 1930er Jahren gründete Nele Kantule „freiwillige Organisationen, die sich nicht auf Verwandtschaft gründeten, die so genannten „Sociedades“. Diese waren hauptsächlich für junge Intellektuelle zur Verbreitung von liberalem und progressivem Gedankengut, das der Nationalstaat verbreiten wollte da. (Martínez Mauri 2005: 3f, Übersetzung der Autorin) 1938 wurde vom panamaischen Staat die „*Sociedad de Indígenas de la Comarca de San Blas*“ mit den Zielen „gegenseitige Hilfe“, „Reziprozität“ und „Verständnis zwischen den Indigenen und der nationalen Regierung“ anerkannt. (vgl. Martínez Mauri 2005: 5; Übersetzung S.T.) Das Ziel der gegenseitigen Hilfe kehrt, als Teil der Sozialorganisation immer wieder und ist auch ein erklärtes Ziel des Projektes Kuna Nega. Somit ist schon in der Sozialorganisation das Partizipationskonzept enthalten und wird als selbstverständlich vorausgesetzt.

Die Entwicklungspolitik der 1980er Jahre in Lateinamerika war bestimmt durch die Auslandsschulden, wodurch der Staat seine soziale Verantwortung nicht wahrnehmen konnte. Die Indigenen begannen neue Mediatoren zu suchen und gründeten so die ersten Nichtregierungsorganisationen, NGOs um so an Entwicklungshilfen aus den nördlichen Ländern zu kommen. Die Kuna begannen sehr bald, sich auf die neue Form der transnationalen Vernetzungen indigener Völker anzupassen und gelten heute als Vorzeigemodell für Rechte der Indigenen. (vgl. Martínez Mauri 2005: 9f)

Eine Grundunterscheidung in Bezug auf Partizipation ist, ob das Projekt extern, oder intern organisiert wurde. (vgl. Oakley 1995: 1)

Das besondere am Projekt Kuna Nega ist, dass es sich um ein intern initiiertes Projekt handelt, das in Reaktion auf die Umgebung entstanden ist. Die Umgebung für die Kuna ist die Stadt, in der die Wohnungssituation unerträglich geworden ist. Die Projektidee stammt von Kunafrauen und das Projekt wurde entsprechend der Sozialorganisation mit *muchup muchup arbaed* durchgeführt.

Dieses Beispiel zeigt, dass ein intern initiiertes Projekt sehr gut auf die Lebensumstände und Erwartungen an ein Projekt eingehen kann, obwohl „each organization confidently claims it's organizational structure is designed to best serve the individuals for whom the development programmes are designed.“ (Lucas 2000: 75) Damit ein extern initiiertes Projekt jedoch nach der für die Betroffenen gewohnten Sozialorganisation durchgeführt werden kann, oder diese erst erkennt, ist eine intensive Vorarbeit und Präsenz vor Ort erforderlich.

Weiters wird unterschieden, ob Partizipation das Ziel, oder das Mittel zur Projektrealisierung ist.

In Kuna Nega ist Beteiligung ein Mittel für das Projekt, denn durch die gemeinschaftliche Arbeit war die Entstehung des Projekts und die Fertigstellung der Häuser möglich. Andererseits ist Partizipation aber auch ein Ziel Kuna Negas, wie auch in den Vereinsstatuten steht, da das partizipative *muchup muchup arbaed* Prinzip eines der Ziele Kuna Negas war, um so ihre Kinder nach den indigenen Werten, zu denen gegenseitige Hilfe und Beteiligung der gesamten Gemeinschaft zählen erziehen zu können.

Communitypartizipation ist nach de Wit (2001: 18f) erfolgreich, wenn folgende Punkte vorkommen:

- 1.) „clear need from the people“: Die untragbare Wohnungssituation in Panama ist der Hintergrund für das Projekt Kuna Nega. Es bestand das klare Bedürfnis der Betroffenen, eine billige Wohnmöglichkeit gemeinsam mit anderen Kuna zu haben.
- 2.) „small pre-existing locally rooted and need based organisation“: Im Falle Kuna Negas gründeten die Frauen einen Verein, um so besser die Vorarbeiten für das Projekt koordinieren zu können. Die Vereinsgründung erleichterte das Ansuchen um finanzielle Unterstützung und verlieh dem Projekt mehr Gewicht.
- 3.) „transparent division of labour and inputs“: In Kuna Nega wurden von Anfang an die Aufgaben gleich verteilt und anhand eines genauen Punktesystems überprüft. Diejenigen, die am meisten Zeit und Arbeit in das Projekt investiert hatten, wurden als erste mit den fertigen Häusern belohnt.

4.) „clear individual benefits“: Das Ziel des Projekts Kuna Nega war es, für jede Familie ein eigenes Haus zu bauen, somit stehen neben den gemeinschaftlichen Zielen, nämlich in einer Kunagemeinschaft und nach Kunawerten zu leben ganz klar auch die individuellen, nämlich billig ein eigenes Heim zu besitzen, im Vordergrund. Deshalb steht am Ende des Projekts ein klarer Profit für jede Familie, nämlich das eigene Haus.

In Kuna Nega konnten durch die Interviews und Beobachtungen noch weitere Indikatoren für gute Partizipation festgemacht werden:

1.) Zufriedenheit der Betroffenen: Aus den Interviews ging ein hoher Grad an Zufriedenheit, vor allem der GründerInnengeneration hervor. Die jüngere Generation kritisierte schon mehr die Fehlschläge, wie die „Korruptionskrise, oder die zunehmenden Drogenprobleme in der Siedlung.

2.) Nachhaltigkeit: Das Projekt wird bereits seit langem weitergeführt und auch die junge Generation arbeitet weiterhin für das Projekt. Dies ist unter anderem ersichtlich durch die samstägliche Gemeinschaftsarbeit.

3.) Positive Projektergebnisse: Kuna Nega hat die Projektziele, nämlich für eine bestimmte Mitgliederzahl und deren Familien Häuser zu bauen und die Siedlung mit Infrastruktur zu versorgen erfüllt.

4.) Identifikation der Betroffenen mit dem Projekt: Aus den Interviews ging hervor, dass sich die ältere Generation mehr mit dem Projekt identifiziert, als die jüngere. Jedoch erkennt die jüngere genauso Kuna Nega als ihre Wohnsiedlung an.

Es gibt unterschiedliche Beteiligungsgrade. Dies geht von „participation as a cosmic label“ (Okali et.al. zitiert nach Pijnenburg; Nhantumbo 2002), über „contactual participation“ (Biggs zitiert nach Pijnenburg, Nhantumbo 2002: 193), über „passive participation“ (Pretty et al.1995 zitiert nach Pijnenburg; Nhantumbo 2002: 193), über „providing Information“ (Pijnenburg; Nhantumbo 2002: 193) bis hin zu „Rhetoric without the contents“ (Chambers 1994 zit. nach Pijnenburg; Nhantumbo 2002: 193)

Die Intensität der Partizipation geht hin bis zur „autonomen Initiierung und Selbststeuerung (...) bei der externe Agenturen an den Maßnahmen der Zielgruppe partizipieren.“ (vgl. Pretty et. al. zit. nach Bliss/ Neumann 2007: 18) Diese Definition beschreibt das Projekt Kuna Nega sehr gut.

6.2 Gender in Kuna Nega

Es gibt kein „geschlechtsneutrales“ Projekt, so kann die Verbesserung der Lebensbedingungen der Männer eine Verschlechterung für die Frauen bedeuten. (vgl. Barth 1994: 36) Mit diesem Hintergrund möchte ich das Projekt Kuna Nega in Bezug auf Gender beleuchten. Durch die matrilocale Sozialorganisation der Kuna ist die Beziehung zwischen Männern und Frauen geprägt und der Stellenwert der Frauen in der Gesellschaft höher als in anderen indigenen Gesellschaften.

Frauen sind in vielen Gesellschaften, so auch bei den Kuna für die Versorgung der Familie zuständig. (vgl. Meentzen 2006: 16) Moser geht sogar soweit, dass Frauen vor allem in Ländern des Südens oftmals die Familienoberhäupter sind. (vgl. Moser 1992: 76) In der Stadt ist es, im Vergleich zu den Inseln schwerer, dass die Familien in Häusern wohnen können. Kunafrauen sind, nach ihrer eigenen Einschätzung in den Interviews, im Vergleich zu anderen indigenen Frauen selbstbewusster und mehr in die Organisation involviert. Auch in den Kuna- NGOs arbeiten immer mehr Frauen mit.

In der von Meentzen durchgeführten Befragung von indigenen Frauen aus ganz Zentralamerika führten die Frauen an, dass sie ein Projekt unter folgenden Umständen als gelungen ansehen wird:

1. Wenn die ganze Gruppe einen Nutzen daraus hat: Wie schon zuvor angeführt, begründet Muhamed Yunus sein Projekt auf dieses Faktum. Für ihn ist es sinnvoller, den Frauen, statt den Männern Kleinkredite zu geben, da dadurch nicht nur die Einzelperson, sondern die gesamte Familie einen Nutzen daraus ziehen kann. Die Kunafrauen, vor allem die Projektgründerinnen gaben das als eines der Projektziele an. Sie wollten mit ihren Familien in einer guten Umgebung wohnen können.

2. Unterstützung für effiziente Organisation der Frauen- hier stehen Wohnprogramme im Vordergrund: Das Projekt Kuna Nega stammte von Frauen und eine der Projektgründerinnen war selbst oftmalige Präsidentin Kuna Negas. Außerdem gibt es viele Frauengruppen in Kuna Nega und eine indigene Frauengruppe in der Stadt. (vgl. Meentzen 2001: IX)

6.2.1 Kuna Nega und GAD

Im Rahmen der Genderansätze ist GAD der Ansatz, der nicht nur „Frau“, sondern die Genderbeziehungen im Mittelpunkt hat. Im Zusammenhang mit Partizipation eignet sich GAD von allen Genderansätzen am besten zur Analyse, da es einige Übereinstimmungen mit Partizipation gibt. Genauso wie das Partizipationskonzept, stehen auch bei GAD die Betroffenen und deren Selbstorganisation im Mittelpunkt. Frauen werden, im Vergleich zu anderen Ansätzen nicht als archetypische Opfer betrachtet, sondern als eigenständige Individuen, deren Handeln in einem bestimmten Kontext, der von anderen Kategorien, wie soziale, oder ethnische Zugehörigkeit beeinflusst wird. Dies ist besonders im Falle der Kuna wichtig, da die Kuna im Gegensatz zu anderen indigenen Gruppen eine andere Sozialorganisation und in Folge dessen andere Genderbeziehungen aufweisen. Dies stellte sich auch in der Studie von Meentzen heraus, wo Kunafrauen im Vergleich zu anderen indigenen Frauen eine höhere Zufriedenheit mit den Entwicklungsprojekten aufwiesen und sich allgemein mehr in die Geschehnisse eingebunden fühlten. (vgl. Meentzen 2001)

Das Ziel von GAD ist Empowerment der Frauen. Bei den Kuna gab es, wie zuvor schon von Martínez Mauri angeführt, immer mehr Frauenbeteiligung in den „Sociedades“, oder NGOs. Somit gibt es schon seit Jahren einen Empowermentprozess, der sehr erfolgreich ist. Ein weiteres Ziel von GAD ist die faire Partnerschaft von Frauen und Männern. Kunafrauen sind im Vergleich zu Frauen in anderen lateinamerikanischen Gesellschaften selbstbewusster und das Verhältnis zwischen Männern und Frauen ist, nach Interviews mit den betroffenen Frauen aus ihrer Sicht fairer.

Nichts desto trotz sind die Frauen dem privaten Bereich, dem Haushalt zu geschrieben und die Männer dem öffentlichen, also meistens für den finanziellen Unterhalt der Familie zuständig, was sich aber vor allem in der zweiten Generation in Kuna Nega stark ändert, da die Kunafrauen, die in der Stadt die Schule besuchen, auch Spanisch lernen und somit bessere Chancen am Arbeitsmarkt haben, als die ältere Generation von Frauen, die oft nicht Spanisch sprechen.

Moser stellte folgende Kriterien, die es zu beachten gibt, in Bezug auf Wohnen und Gender auf: (vgl. Moser 1992: 76)

1.) „Eligibility Criteria“, das bestimmt, wer vom Projekt profitiert.

In Kuna Nega haben sowohl Männer wie auch Frauen vom Projekt profitiert. Es ist ein Wohnungsprojekt, das sowohl auf die Bedürfnisse der Männer, wie auch der Frauen abgestimmt ist. Es wurde von Frauen initiiert, weshalb ihr Blickwinkel, der sich um das Wohl der ganzen Familie dreht stark mit einfluss. Vereinsmitglieder waren sowohl Männer, wie auch Frauen. Für beide war es wichtig, eine gute Wohnsituation für ihre Kinder zu schaffen. Nach diesem Kriterium wurden aus den Modellhäusern die Häuser ausgesucht. Es sind Häuser, die ideal für eine mittelgroße Familie sind, die zwar auf engem Raum leben muss, aber im Vergleich zur Wohnsituation in Wohnungen und zur Preissituation in Panama City eine sehr gute Alternative darstellen. Das Wohl der Familie stand im Vordergrund. Deshalb wurde in Kuna Nega auch eine Schule für die Kinder gebaut.

2.) “Recruitment of beneficiaries” In Kuna Nega haben alle einen Vorteil von der Siedlung.

3.) Planning settlement and infrastructure: Frauen erhalten oft den Haushalt. Wenn die Siedlung sehr abgelegen ist, müssen sie weite Strecken zur Arbeit zurücklegen Sie sollten Hausbesitzerinnen sein, um ihre Position in der Familie zu stärken:

Kuna Nega ist etwas abgelegen von der Stadt, was damit zusammenhängt, dass es dadurch leichter war, das Grundstück zu bekommen. Die Anbindung zur Stadt ist jedoch gut erschlossen, da es einen Bus gibt, der in die Stadt fährt. Es ist nur durch die schlechte Strasse, die ein Weg ist, etwas erschwert. In Kuna Nega arbeiten aber vorwiegend die Männer, während sich die Frauen um den Haushalt kümmern. Deshalb gibt es unter der Woche einige Freizeitangebote, die auf die Frauen zugeschnitten sind. Der Besitz der Häuser obliegt der gesamten Familie, ist nicht geschlechtsabhängig und ist hauptsächlich davon abhängig, wer bei der Gründung dabei war.

4.) „Planning the dwelling“: Frauen sind oft aus der Planung ausgeschlossen. Dies trifft auf Kuna Nega nicht zu, da das Projekt von Frauen gegründet wurde und diese auch weiterhin im Verein tätig sind.

5.) „Financing houses“: Zum Großteil werden Wohnprojekte von den Betroffenen selbst finanziert. Das Problem dabei ist, dass Frauen oft keinen Zugang zu Krediten haben und somit aus den Wohnprojekten ausgeschlossen sind. Kuna Nega entstand hauptsächlich durch gemeinsame Arbeit und gegenseitige Hilfe. Der Verein Kuna Nega hat vor Baubeginn finanzielle Mittel durch kleine Arbeiten aufgebracht, welche durch ein anschließendes Punktesystem beim Baubeginn der Reihe nach verteilt wurden. Die neu anstehenden Häuser wurden vom Verein vorfinanziert und werden in monatlichen Raten abbezahlt. Hierbei gab es keine geschlechterspezifische Aufteilung. Frauen waren hier, Männern gegenüber nicht benachteiligt.

6.) „House Construction“: Hier unterscheidet Moser zwischen individueller Selbsthilfe und gegenseitiger Hilfe. Kuna Nega entstand eindeutig durch gegenseitige Hilfe. Die Gemeinschaft stand genderneutral im Vordergrund. Die gegenseitige Hilfe wird von Frauen genauso, wie von Männern durch die Gemeinschaft eingefordert.

7 ÖKOTOURISMUS IN KUNA YALA

7.1 Projektkontext

In der Kunakosmovision hat die Erde einen besonderen Stellenwert. Statt die Natur getrennt von den Menschen zu schützen, sehen sich die Kuna in einer Einheit mit ihr. Das Leben mit der Natur basiert auf dem Konzept von *Napgwana*, was soviel wie „Mutter Erde“ bedeutet und von der Logik der Komplementarität ausgeht. Die Natur ist die Mutter, die schöpft und ihre Kinder am Leben erhält, indem sie sie mit ihren acht Milcharten nährt. In dieser Logik sind die Menschen Bestandteile des Ganzen, weshalb der Erde Schaden zuzufügen bedeutet, dem gesamten kosmischen Körper Schaden zuzufügen. (...) Dementsprechend ist der ökologische Aspekt nicht getrennt von der Einheit mit dem Pluriversum, das aus der Komplementarität aller Lebewesen besteht, zu betrachten. Die Ökologie in Kuna ist das Gleichgewicht zwischen Menschen und Natur. (vgl. Ebi 2000: 24)

„La Madre Tierra es generosidad, por excelencia. Ella integra, humaniza, perfecciona al hombre y a la mujer. La Madre Tierra no es un simple globo de tierra donde se vive, es la sede de la identidad personal y colectiva, la base de la comunidad, de relaciones personales y cósmicas. La Madre Tierra está viva, y desde ella se vive la complementariedad de los seres.” (Ebi 2000: 54)

„In Mittelamerika liegt die Verantwortung der Erhaltung und die richtige Verwendung der Naturressourcen bei den Regierungen und NGOs. “In der Praxis spielen hier die NGOs jedoch eine größere Rolle als die Regierungen. (vgl. Inatoy 2001: 2, Anm. Übersetzung S.T.)

Die Kuna hatten zwar, im Vergleich zu anderen indigenen Völkern schon früh und zahlreichen Kontakt zu Menschen aus anderen Ländern und haben diesen auch immer sehr gut zu ihren Vorteilen zu nutzen gewusst, wie sich vor allem in der Gründung von Kuna NGOs gezeigt hat. Es gibt aber auch negative Erfahrungen mit Nicht-Kuna, wie durch den ständigen Versuch des panamaischen Staates, die Kuna mit unterschiedlichsten Mitteln, wie zum Beispiel Missionsschulen zu assimilieren. Von daher kommt das Gefühl, sich ständig gegen Einflüsse von außen wehren zu müssen. Dies trägt zur negativen Konnotation von „Tourismus“ für Kuna bei.

Die westlichen Inseln von Kuna Yala mit ihren Korallenriffen zählen zu den touristisch meist besuchten, wodurch hier negative Auswirkungen auf die Sozialorganisation, Kultur und Umwelt feststellbar sind. Als markantes Beispiel führt Inatoy den Verkauf der Mola an. Ursprünglich basierten die Muster auf der Kunakosmvision, der Natur und der Spiritualität der Kuna. Indem die Mola, die von den Kunafrauen getragen werden nun an TouristInnen verkauft werden, passt sich das Design an deren Geschmack an. Dadurch verlieren sie den ursprünglichen spirituellen Wert, wodurch die Kunafrauen langsam das Wissen über die alten Motive verlieren und diese in Vergessenheit geraten. Außerdem förderte der traditionelle Tourismus eine gewisse Passivität unter den Jungen, da diese statt die Felder zu bewirtschaften, auf die TouristInnen warteten, um ihnen Kunsthandwerk, oder gefangene Tiere im Gegenwert von ein paar Dollar zu verkaufen.

Kurze Aufenthalte von Kuna auf anderen Inseln in Kuna Yala zu verschiedenen Zwecken, wie zum Beispiel für Feste oder religiöse Treffen, gab es schon früh. (vgl. Inatoy 2001: 2)

Zu Beginn des Tourismus wurden die Hotels ausschließlich von US-Amerikanern und Latinos verwaltet. Wegen nicht Einhalten der Regeln auf den Inseln verwiesen in den 1970 er Jahren die Sailhors die Hotelbesitzer von den Inseln. Seitdem war es nur Kuna erlaubt, Hotels zu besitzen. Jedoch seit Kurzem haben erneut Nicht-Indigene Hotels auf Inseln gebaut, von denen sie die Inselbesitzer kannten, was aber ohne Zustimmung des Congreso General Kuna geschah. Dieser verbat das und erteilt jetzt ausschließlich Kuna die Erlaubnis zur Hotelkonstruktion. Die Hotels dürfen aber die Bettenanzahl von 48 nicht überschreiten. Der Hotelbau schreitet langsam voran, da es für die Kuna schwer ist, an Kredite zu kommen und von den nationalen Tourismusverbänden jegliche Unterstützungen ausbleiben. In den letzten Jahren nahm Tourismus in Kuna Yala an Bedeutung zu und verschob sich hauptsächlich hin zu Kreuzfahrts, -oder Abenteuerurlauben, die schwer kontrollierbar sind. Der Congreso General Kuna gründete eine so genannte Tourismuskommission um diese Art von Tourismus einzuschränken. (vgl. Inatoy 2001:1)

In diesem Sinne muss Ökotourismus, oder „indigener Tourismus“, so meint Inatoy: „von unserer Wahrnehmung ausgehen und darf nicht als ein kulturelles oder ethnisches Tourismuspaket verkauft werden. Die indigenen Gemeinden können nicht Teil der Touristenattraktion sein.“ (vgl. Inatoy 2001:2)

Außerdem unterscheidet sich die indigene Geschichte von der kolonialen. Schauplätze, die für Latinos das Heldentum der Spanier darstellen, haben eine gegensätzliche Bedeutung für die Kuna. Bei indigenem Tourismus wird an diesen Schauplätzen die indigene Geschichte erzählt. (vgl. Inatoy 2001: 2)

7.2 Projektbeschreibung

Das Projekt des Ökotourismus auf Kuna Yala entstand in Zusammenarbeit zwischen USAID¹⁵ mit PROARCA/CAPAS, als Unterstützung der „Agenda de la Comisión Centroamericana de Ambiente y Desarrollo“ (CCAD) im Kontext der CONCAUSA, „*la declaración Conjunta entre Centroamérica y Estados Unidos*“ zum Umweltschutz in Zentralamerika.

CAPAS ist Bestandteil des „Programa Ambiental Regional“ (Regionales Umweltprogramm) für Zentralamerika (PROARCA) das dem Bedürfnis, die Agenda der „Comisión Centroamericana de Ambiente y Desarrollo“ (CCAD) (Zentralamerikanische Kommission für Umwelt und Entwicklung) zu unterstützen nachkommt und wird finanziert von der US-amerikanischen internationalen Entwicklungsagentur (USAID). Nach englischen Buchstaben bedeutet CAPAS zentralamerikanisches System für geschützte Naturgebiete.

In Anlehnung an den wesentlichen Beitrag, den die NGOs in Mittelamerika leisten, ist ein wesentliches Projektziel die Beteiligung der Organisationen und Gemeinschaften, die in Bezug auf Umweltschutz und nachhaltigen Gebrauch von Naturressourcen den ökologischen und sozialen Nichtregierungssektor darstellen.

¹⁵ „U.S. foreign assistance has always had the twofold purpose of furthering America's foreign policy interests in expanding democracy and free markets while improving the lives of the citizens of the developing world. (...) USAID's history goes back to the Marshall Plan (...) and the Truman Administration's Point Four Program. In 1961, the Foreign Assistance Act was signed into law and USAID was created by executive order. Since that time, USAID has been a principal U.S. agency to extend assistance to countries recovering from disaster, trying to escape poverty, and engaging in democratic reforms.“(www.USAID.com)

Deshalb hat PROARCA/ CAPAS seit 1997 den NGOs finanzielle Zuschüsse gewährleistet. (vgl. Inatoy 2001: 2)

Zwischen 2000 und 2001 suchte PROARCA/ CAPAS in Form eines Auswahlverfahrens zwölf mittelamerikanische NGOS für die Durchführung von spezifischen Projekten zu folgenden Themen aus: geschützte Zonen, ökologischer Tourismus, Privatländerein, Landwirtschaft und Forstwirtschaft, grenzübergreifende Koordination und Klimawechsel.

Das Projekt entstand in zwei Projektphasen. In der ersten fanden eine „Autodiagnose“ und die Identifikation der ökotouristischen und kulturellen Ressourcen und eine Marktforschungsstudie statt. Außerdem diskutierte das Projektteam in Form von Workshops in den Gemeinden und mit dem Congreso General Kuna das Thema. (Inatoy 2001:1f)

Zur Projektdurchführung schulten NGOs zehn junge Indigene für ökotouristische Aktivitäten. Durch das Einbeziehen der Jugendlichen versuchten sie, das Interesse daran in deren Gemeinden zu wecken. So nahmen vier Ngobe Bugle Gemeinden, eine Embera Wounan und fünf Kunagemeinden daran teil.

Die NGOs arbeiteten mit einer Anleitung in Bezug auf ökotouristische Ressourcen, nachhaltigen Umgang mit Müll und mit Pilotplänen zur Entwicklung von Ökotourismus.

Während der Schulungen stellten sich einige Herausforderungen an das Projektteam heraus. Es musste sich dabei um Personen handeln, die in folgenden Themen versiert waren: traditioneller Tourismus versus Ökotourismus, die die Sprache Kuna beherrschten und über die Kunaphilosophie Bescheid wussten. Außerdem verwendete PROARCA/ CAPAS den *„Guia de las mejores prácticas de ecoturismo en las áreas protegidas“* (Ratgeber für Ökotourismus in geschützten Zonen) von Ana Baez als den Seminaren zugrunde liegendes Dokument. Dieser wurde an die Lebensumstände der Kuna angepasst. Das Technikteam führte Forschungen zum Thema Ökotourismus durch und arbeitete hier vor allem mit den Erfahrungen der Gemeinden mit traditionellem Tourismus.

Dieser sollte in Gegensatz zum Ökotourismus, oder auch indigenen Tourismus, der der Verbreitung der alten kulturellen Werte dienen soll, stehen.

Das ExpertInnenteam erstellte durch die fortwährenden Ratschläge der Mitglieder mit den lokalen Autoritäten der Comarcas den ökotouristischen Plan. Nach ihren eigenen Angaben erstellte es so einen Plan, der der Lebenswelt der Kuna entspricht und durch den Congreso General Kuna für den privatwirtschaftlichen Sektor anwendbar ist.

Die Anleitung im Umgang mit ökotouristischen Ressourcen in Kuna Yala analysiert und evaluiert die touristischen Aktivitäten, die in der Region möglich sind. Als Ergebnis wurde festgehalten, dass Ökotourismus eine Alternative für die Bewahrung der Naturressourcen und das kulturelle Wissens der Kuna darstellt. Außerdem ist es eine wirtschaftliche Haupteinnahmequelle wodurch es die schnellste und beste wirtschaftliche und soziale Entwicklungsalternative für die Comarca darstellt.

Die Anleitung zu nachhaltigem Umgang mit Müll soll die Initiativen im entsprechenden Umgang mit dem zusätzlichen Müll, der durch den Ökotourismus entsteht, unterstützen. Außerdem gibt es einen Rahmen für das neue Umwelterziehungsprogramm in Kuna Yala. In der zweiten Projektphase wurden die Pilotpläne erstellt.

Die Pilotpläne wurden in zwei Gemeinden durchgeführt. Die Gemeinden übernahmen selbst die Durchführung. Die Pilotpläne bauen auf die Besonderheiten und Naturschönheiten, die die einzelnen Gemeinden zu bieten haben. Sie sollen außerdem zum Schutz der Naturressourcen beitragen. (vgl. Inatoy 2001: 5ff)

7.3 Projektziele

Das Hauptziel war, die Entwicklung von ökologischem Tourismus in Kuna Yala mit dem Ziel zur sozioökonomischen Entwicklung und Bewahrung der Kultur und Naturressourcen der Bevölkerung beizutragen, zu fördern.

Im Projektplan werden drei Unterziele angeführt:

- „1. Gemeinsam mit den involvierten Gemeinschaften und zuständigen traditionellen Autoritäten die Bewertung des strategischen Entwicklungsplans für ökologischen Tourismus in Kuna Yala.
2. Die Förderung der Partizipation der Gemeinschaften Ailigandí, Ustupu und Muladup in den Aktivitäten für den ökologischen Tourismus.
3. Den Tourismus durch Werbung für Ökotourismus in dem Gebiet zu erhöhen.“(Inatoy 2001: 5; Übersetzung S.T.)

7.4 Projektevaluierung

Der Projektplan wurde im Rahmen eines Beratungsseminarworkshops mit acht Gemeinden an dem zwanzig VertreterInnen dieser Gemeinden teilnahmen, evaluiert, indem sie ihre Meinungen und Ratschläge zu diesem Dokument abgaben. Danach kam die Verteilungsphase an unterschiedliche Organisationen, wie unter anderem indigene und nicht-indigene Organisationen, Hotelbesitzervereinigungen in Kuna Yala, IPAT und die Universität Panama.

Das Projekt wurde anhand von drei Indikatoren evaluiert, es geht aus dem Dokument jedoch nicht hervor, von wem.

Ein Projektziel war, den Strategieplan für die Entwicklung von Ökotourismus gemeinsam mit den betroffenen Gemeinden und ihren traditionellen Autoritäten zu bewerten. Dieser Plan sollte an die Gemeinden und diverse indigene und nicht-indigene NGOs verteilt werden.

Die NGOs verbreiteten den Strategieplan in Schulungen mit acht Gemeinden. Ein Projektziel war es, die Beteiligung der Gemeinden Ailigandí, Ustupu und Muladup bei ökotouristischen Aktivitäten zu erlangen. Dafür bildeten sie zehn junge Indigene aus vier Ngobe Buglé Gemeinden, aus einer Embera Wounan und aus fünf Kuna fünf Kunagemeinden fünf Tage lang in dem Bereich aus.

Sie erstellten einen Ratgeber für Ökotourismus, indem die Durchführung für Ökotourismus geplant und die aktuelle Situation der natürlichen und kulturellen Ökotourismusressourcen analysiert wurde.

Die Anleitung für nachhaltigen Umgang mit Müll planten sie als Beitrag zur Umweltschutzerziehung.

Die durchführenden NGOs besprachen den ökotouristischen Pilotplan in den Gemeinden Ustupu und Acuanusadup um ihn anschließend durchzuführen. Weiters soll die Touristenzahl durch Werbung für Ökotourismus in der Region gesteigert werden. Dies wurde mit der Verteilung von Information über das ökotouristische Projekt von ECO-INDEX in der Comarca Kuna Yala via Internet durchgeführt, wofür sie eigens eine Webpage eingerichtet haben.

8 ANALYSE PROJEKT ÖKOTOURISMUS

In diesem Kapitel soll das Ökotourismusprojekt in Kuna Yala vor allem in Bezug auf Partizipation und Gender, angelehnt Kapitel zu diesen Themen herausgearbeitet werden. Es handelt sich hier um ein klassisches Projekt. Externe NGOs erkennen Probleme einer Gemeinschaft und formulieren ein Projekt in der Art, wie sie glauben, es sei das Beste für die ausgewählte Gemeinschaft. Klassisch ist es auch in Bezug auf aktuelle Projekte und die Art wie an Partizipation herangegangen wird. All dies wird im Hinblick auf die Fragestellungen betrachtet.

8.1 Partizipation im Ökotourismusprojekt

In diesem Projekt wird Partizipation als eines der Hauptziele angegeben. „PROARCA/ CAPAS hat als eines seiner Ziele, die Beteiligung von Organisationen, EntwicklungsexpertInnen und Gemeinschaften, die Teil des Nichtregierungsumwelt- und Sozialsektors in Bezug auf die Erhaltung und nachhaltigen Gebrauch von Naturressourcen sind, zu steigern.“ (Inatoy 2001: 2; Übersetzung S.T.)

Somit ist hier Partizipation als Ziel angegeben, aber auch als Weg. Partizipation als Weg ist ein Instrument um Projekte effizienter zu gestalten (vgl. Oakley 1995: 12)

Die Planungsorganisationen USAID und PROARCA/ CAPAS suchten zwölf mittelamerikanische indigene und nicht- indigene Organisationen für die Projektdurchführung zu bestimmten vorgegebenen Themen aus. Die Finanzierung durch USAID lässt den Schluss auf Beeinflussung des Projektes hin zu den vorgegebenen Themen von USAID zu.

Die Gemeinschaften wurden in die Planung und Evaluierung miteinbezogen. Die NGOs unterrichteten lokale Jugendliche damit diese anschließend selbst die Projekte leiten konnten. Der Pilotplan wurde traditionellen Autoritäten zur Beurteilung vorgelegt. Es hat den Anschein einer Elitenpartizipation, da als VertreterInnen hauptsächlich lokale Autoritäten herangezogen wurden.

In welcher Form diese ausgewählt wurden, wird nicht genau beschrieben, dies lässt die Interpretation offen, dass es den Dörfern überlassen wurde und diese die *Sailhors*¹⁶ sendeten. Somit ist es wahrscheinlich, dass diverse benachteiligte Gruppen der Gemeinschaften aus dem Entscheidungsprozess ausgeschlossen blieben.

Obwohl hier Partizipation vordergründig als Projektziel angegeben wird, hat es nicht den Anschein, es sei ein Ziel, um die benachteiligten Gruppen zu ermächtigen, sondern eher um dadurch die Projektziele leichter zu erreichen, was eher „Partizipation als Weg“ entspricht. Diesen Anschein erweckt die Auswahl der Gruppen, deren Beteiligung gestärkt wird. Es handelt sich um mittelamerikanische NGOs, die eher die Durchführungsorgane für die zwei projektplanenden Organisationen sein sollen. Sie sind nicht von Anfang an in die Planung miteinbezogen, sondern werden aufgrund diverser vorgegebener Themen für die Finanzierung ausgewählt. Innerhalb der Gemeinden wird weder genauer definiert, wer die Personen sind, die an der Planung und Durchführung beteiligt sind, noch nach welchen Kriterien sie ausgewählt wurden.

Weiters erfolgte die Beteiligung in fünftägigen Workshops, was an Projekte, die nur wenig Zeit für die Beteiligung einplanen, erinnert.

Diese Partizipationsform könnte somit auch als „Passive Partizipation“ (vgl. Pretty et.al. 1995) definiert werden. Diese Form fordert die Beteiligten wenig heraus, sondern besteht in Beteiligung durch Beratung. In diesem Ökotourismusprojekt hatten die beteiligten Gruppen, außer der fünftägigen Schulung hauptsächlich eine beratende Funktion. Es wurde ihnen ein vorgefertigter Plan zur Evaluierung und für zusätzliche Ratschläge vorgelegt. Positiv ist daran, dass die Betroffenen bereits in der Planungsphase involviert waren. Negativ daran ist, dass sie nur eine beratende Funktion innehatten. Geht man weiter, ließe sich diese Partizipation auch nach Chambers (1994) als „Rhetoric without the contents“, also nach dem Motto „sie beteiligen sich an unserem Projekt“ definieren.

¹⁶ Sailhors sind Kaziques, oder Bürgermeister der einzelnen Kunagemeinden

Dies wird jedoch widerlegt durch die Aussage „ Für die Kunagemeinden bedeutet der Begriff Tourismus viel Negatives und die Alten haben schlechte Erfahrungen damit. Dadurch hatte das Projekt anfangs einige Probleme bei der Akzeptanz und Beteiligung. Die erste Aufgabe, um das zu lösen waren Sitzungen zur Sensibilisierung zum Thema Ökotourismus der Autoritäten des Congreso General Kuna.“ (Inatoy 2001: 4; Übersetzung S.T.) Diese Aussage zeigt gute geschichtliche Kenntnisse der Thematik.

Es handelt sich um ein Projekt, das von Externen geplant, aber von Betroffenen nach einigen Schulungen implementiert wurde.

Macht besteht unter anderem in Wissen. Beim „Wissens- und Technologietransfer“ (Höggerl 1996: 279), der von GeberInnen, wie in diesem Fall den externen ProjektplanerInnen an die NehmerInnen, die betroffenen Indigenen in Form von Schulungen weitergegeben wird. Dadurch, dass die ProjektplanerInnen jedoch versuchen auf die lokalen Verhältnisse einzugehen, ließe es sich auch als „Wissenstransformation“ (Scoones/ Thompson 1995, zit. nach Höggerl 1996: 279), in dem die Projektbetroffenen als „legitime Wissende“ (Höggerl 1996: 280) anerkannt werden, interpretieren.

Communitypartizipation ist nach de Wit (2001: 18f) erfolgreich, wenn folgende Punkte vorkommen:

1.) „Clear need from the people“: Schon aus der Projektbeschreibung geht heraus, dass der Umweltschutz und nachhaltige Nützung der Naturressourcen in Lateinamerika den NGOs obliegt. Die Projektidee stammte nicht von den Betroffenen selbst, im Gegenteil, durch ihre negativen Erfahrungen mit Tourismus mussten sie erst von dem Projekt und der Beteiligung daran überzeugt werden. Aus der Projektbeschreibung geht nicht hervor, ob eine Bedarfsanalyse vor Projektbeginn erstellt wurde. Meiner Meinung nach ist es weniger wichtig, ob die Projektidee von den Betroffenen selbst stammt, als ob das Projekt ihren Bedürfnissen entspricht.

2.) „Small pre-existing locally rooted and need based organisation“: Generell fehlt es bei den Kuna nicht an indigenen NGOs. Für dieses Projekt wurden NGOs aus Mittelamerika ausgesucht, die mit den Themen der Planungsorganisationen übereinstimmen. Es werden aber immer wieder indigene und nicht- indigene Organisationen als kooperierende Organisationen erwähnt. Außerdem wurde mit dem Congreso General Kuna zusammengearbeitet, der unter „locally rooted“ Organisation eingestuft werden kann.

3.) „Transparent division of labour and inputs“: Die Projektplanung wurde von nicht- indigenen NGOs durchgeführt. Danach wurden indigene Jugendliche geschult, um selbst die Projekte in ihren Gemeinden zu implementieren.

4.) „Clear individual benefits“: Diese konnten bei diesem Projekt nicht herausgearbeitet werden. Die nachhaltige Nutzung der Naturressourcen ist eher ein Vorteil für die Gemeinschaft. Geht man aber von der Kunakosmovision aus, dass das Individuum Teil des Ganzen, also Teil der Gemeinschaft und Teil des Pluriversums ist und vor allem mit der Natur in einem Ganzen lebt, so hat ein Projekt, das den Umweltschutz als Ziel hat, indirekt sehr wohl Vorteile für die Individuen.

8.2 Gender im Oekotourismusprojekt

Gender wird hier nicht mit „Frau“ gleichgesetzt, jedoch soll die Sicht der Frauen in Entwicklungsprojekten aufgezeigt werden, da diese oft nicht erwähnt werden.

In der von Meentzen durchgeführten Befragung von indigenen Frauen aus ganz Zentralamerika führten die Frauen an, dass ein Projekt für sie unter folgenden Umständen als gelungen angesehen wird: (vgl. Meentzen 2001: IX)

1. „Wenn die ganze Gruppe einen Nutzen daraus hat“: Das angeführte Projekt hat einen Nutzen für die gesamte Gruppe und für nachkommende Generationen. Es geht aber auch aus der Projektbeschreibung eine gewisse Skepsis der Betroffenen dem Projekt gegenüber hervor, wodurch es auch sein kann, dass negativer Einfluss

auf die Gruppe entstehen kann. Vor allem, weil als eines der Projektziele eine Vergrößerung der Touristenströme angestrebt wird. Dies steht einerseits im Gegensatz zu Ökotourismus und kann andererseits das Risiko mit sich bringen, in die Sozialorganisation in Kuna Yala einzugreifen. „Derzeit besteht ein großes Interesse am Thema ökologischer und kultureller Tourismus in Bezug auf indigene Gemeinschaften und es tendiert dazu, ihre kulturelle Essenz zu beeinflussen wenn sich die indigene Kultur in ein Marktgut verwandelt. Dies geschieht, wenn ihr tägliches kulturelles Leben wie ein Produkt zum Kauf, Tausch, oder Handel behandelt wird.“ (Inatoy 2001: 8; Übersetzung S.T.)

2. „Unterstützung für effiziente Organisation der Frauen“: Die Projektbeschreibung geht auf keine Unterscheidung zwischen Männern und Frauen ein, sondern beschreibt die Kuna als ein Ganzes. Dadurch dass aber bei den Entscheidungen und Beratungen vor allem die traditionellen Autoritäten, die in Kuna Yala fast ausschließlich Männer sind, anwesend sind, ist davon auszugehen, dass den Bedürfnissen der Frauen bei der Projektplanung keine besondere Beachtung geschenkt wurde.

In diesem Projekt wird weder extra auf Männer und Frauen, noch auf Genderverhältnisse eingegangen. Die Betroffenen sind die Kuna als ganze Gruppe, die als undifferenzierte Gesamtheit, was oft an Entwicklungsprojekten kritisiert wird, gesehen werden. Es wird den Frauen in diesem Projekt keine besondere Beachtung zuerkannt. Laut CEPAL ist dies für ein Projekt und den Entwicklungsprozess eines Landes von Nachteil. „Ohne Anerkennung der kulturellen Unterschiedlichkeit, des Wertepluralismus, der Gleichheit und einer größeren Autonomie der indigenen Völker und Frauen als Subjekte, werden die Demokratisierungsprozesse in Lateinamerika nicht vorwärts kommen und der Kontinent kann sich nicht aus der Armut und Unterentwicklung befreien.“ (CEPAL 2000: 313 zit. nach Meentzen 2001: 2; Übersetzung S.T.)

Somit werden in diesem Projekt Genderbeziehungen innerhalb der betroffenen Gruppe negiert. Dies lässt sich mit Barths (1994: 36) Aussage unterstreichen, dass „jedes Entwicklungsprojekt eine Intervention in ein gegebenes Sozialgefüge bedeutet und damit Auswirkungen auf Männer und Frauen hat, die in der Regel unterschiedlicher Art sind. Es gibt keine „geschlechtsneutralen“ Projekte. So hat manche Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen von Männern gleichzeitig eine Verschlechterung für Frauen nach sich gezogen.“ Wie auch in der herkömmlichen Tourismusform kann der Ökotourismus negative Auswirkungen auf die Betroffenen haben. Die Projektplanerinnen sind sich zwar der möglichen negativen Auswirkungen, die Tourismus mit sich bringen kann, bewusst, unterscheiden hier jedoch nicht zwischen Männern und Frauen.

Es könnte natürlich auch sein, dass Ökotourismus auf die Lebenssituation der Frauen positivere Auswirkungen, als auf Männer hat. Auf Kuna Yala, können Frauen, durch den Tourismus ihre angefertigten Mola, die gerade bei ausländischen TouristInnen immer wieder Anklang finden, besser verkaufen und kommen so an ein Zusatzeinkommen. Sonst müssten sie die Mola entweder selbst in die Stadt bringen, oder sie zum Verkauf über Umwege in die Stadt senden. Dieses Beispiel kann aber auch negativ beurteilt werden, wie im vorherigen Kapitel Inatoy (2001) erklärt, da es dadurch zu einem Verlust an traditionellem Wissen über die Molamotive kommen kann.

Das Genderkonzept, das noch am ehesten zum Ökotourismusprojekt passen würde, wäre WID, da es als „Anhang“ an die Projekte verwendet wurde und das Sichtbarmachen der Frauen statt der Veränderungen der Genderverhältnisse anstrebt. (vgl. Pichler 2003: 110)

Sie erkennen als größtes Problem die Abwesenheit von Entwicklungshilfeplänen- und strategien für Frauen (vgl. Weber 2004: 20) Dies stimmt mit diesem Projekt, das die Genderverhältnisse vollkommen ignoriert, überein.

9 VERGLEICH BEIDER PROJEKTE

In den vorherigen Kapiteln wurde zuerst der Forschungsstand in Bezug auf Partizipation sowie in Bezug auf Gender dargestellt. Anschließend wurden zwei unterschiedliche Projekte, die beide von und für Kuna in Panama stattfanden, beschrieben und jeweils getrennt voneinander anhand der Theorien zu Partizipation und Gender analysiert.

Im Vergleich zweier Projekte lassen sich die Partizipationsformen und Genderbeziehungen der jeweiligen Projekte besser darstellen. In der Gegenüberstellung dieser unterschiedlichen Projekte, aber in einem ähnlichen Kontext möchte ich der Forschungsfrage, dass Projekte mit mehr Beteiligung der Lebenswelt der Betroffenen gerechter werden, nachgehen.

9.1 Partizipation im Vergleich

Der Vergleich zweier Projekte verdeutlicht die jeweiligen Partizipationsformen. Beide Projekte haben gemeinsam, dass sie mit derselben indigenen Gruppe, den Kuna stattgefunden haben. Eines wurde in Kuna Yala durchgeführt und das andere in Panama City, dem Migrationsziel vieler Kuna.

In Bezug auf Partizipation sind sie fast gegensätzlich. So planten und initiierten das Projekt Kuna Nega die Betroffenen selbst, während das Ökotourismusprojekt extern geplant und implementiert wurde. Kuna Nega stellt somit den Idealfall eines Projektes dar, denn die externen NGOs und Einzelpersonen, wie der panamaische Architekt, der die Häuser Kuna Negas plante, die US-amerikanische NGO, die finanziell unterstützte, der US amerikanische Anthropologe, der bei der Projektplanung half, hatten ausschließlich eine unterstützende Funktion. Deshalb war die Art der Durchführung sehr spezifisch und genau an die Betroffenen angepasst. Sie gründeten eine NGO, nach Vorbild vieler indigener NGOs um so um finanzielle Unterstützung ansuchen zu können. Auch die Projektdurchführung mit *muchup muchup arbaed* entstand aus der Kunakosmovision heraus.

Hingegen das Ökotourismusprojekt wurde nach den Vorstellungen externer ProjektplanerInnen geplant, die glauben, zu wissen, welche Probleme die Betroffenen haben und wie sie beseitigt werden können.

Das Projekt wurde nach den Zielen von USAID, das NGOs für die Durchführung aussuchte, geplant. Sie bestimmten die Themen und die Art der Durchführung und suchten Gemeinden aus, die am Projekt teilnehmen sollten. Diese mussten erst vom Projekt überzeugt werden, da sie Tourismus gegenüber negativ eingestellt waren. Weiters schulten sie indigene Jugendliche, um das Projekt nach ihren Vorstellungen zu implementieren.

Während bei Kuna Nega die Externen eine beratende Funktion innehatten, hatten beim Ökotourismusprojekt die Betroffenen eine beratende Funktion inne. Die Auswahlkriterien für die VertreterInnen der Gemeinden, die das Projektteam beraten sollten und bei der Durchführung helfen sollten, bleiben jedoch unklar. Da es sich dabei aber hauptsächlich um die Dorfoberhäupter handelte, hat es den Anschein einer Elitenpartizipation.

Eine weitere grundlegende Unterscheidung wird zwischen „Partizipation als Weg“ und „Partizipation als Ziel“ getroffen.(vgl. Okali et. al. 1994) Auf den ersten Blick wirkt es so, als seien die beiden Projekte auch hier gegensätzlich, nämlich bei Kuna Nega Partizipation als Weg, da es nicht in den Projektzielen vorkommt, aber ganz deutlich durch *muchup muchup arbaed* als Konzept aus der Kunakosmovision zur Erlangung der Projektziele verwendet wird.

Im Ökotourismusprojekt ist vordergründig „Partizipation“ als Projektziel angegeben. „Partizipation als Ziel“ inkludiert jedoch Empowerment der Betroffenen als Ziel und dieses ist aus der Projektbeschreibung nicht erkennbar. Vielmehr scheint es, dass Partizipation rein als „Weg“ zur effizienteren Projektdurchführung verwendet wird. Die Betroffenen beteiligen sich wenig an der Projektplanung und Durchführung, jedoch mehr an der Evaluierung. Hingegen beteiligten sich die Externen in Kuna Nega in der Planungs-, -sowie Durchführungsphase, aber weniger an der Evaluierung, da es in Kuna Nega, trotz einiger Arbeiten, die über dieses Projekt geschrieben wurden, nicht zu einer Evaluierung kam.

Kuna Nega entstand als Reaktion auf die Bedürfnisse der Betroffenen und auch die Problemlösung, also die Projektdurchführung erfolgte mit den Mitteln der Betroffenen selbst und wurde so ihren Bedürfnissen gerecht. Beim Ökotourismusprojekt hingegen wurde von „außen“ ein Problem erkannt, das womöglich keines für die Betroffenen darstellte. Auch von der Problemlösung, nämlich der Projektdurchführung mussten diese erst überzeugt werden, da sie mit Tourismus negative Erfahrungen gemacht hatten.

9.2 Gender im Vergleich

Vor allem in Bezug auf die Kategorie Gender ist ein starker Unterschied zwischen den beiden Projekten erkennbar.

Kuna Nega ist ein Projekt, das von den betroffenen Frauen initiiert wurde und somit auf die Bedürfnisse der Frauen eingeht. Es geht zwar nicht explizit auf die Genderbeziehungen ein, jedoch sind Männer und Frauen und deren Beziehungen miteinander und untereinander eine tragende Rolle im Projekt, wenn es sich dabei auch um kein offensichtliches Projektziel handelt. Aber dadurch, dass die Frauen in diesem Projekt zumindest sichtbar sind, ist davon auszugehen, dass die Genderbeziehungen ein indirektes Ziel bei der Planung waren, oder zumindest der Projektdurchführung zugrunde lagen.

Im Ökotourismusprojekt hingegen sind Frauen unsichtbar. Es wird weder bei den externen ExpertInnen, noch bei den indigenen BeraterInnen, noch bei den betroffenen Gemeinden eine Unterscheidung zwischen Männern und Frauen getroffen, was den Schluss zulässt, dass zumindest das Projektteam, ausschließlich aus Männern bestand. Dadurch, dass zur Beratung vorwiegend die traditionellen Führer und der Congreso General Kuna herangezogen wurden, handelte es sich hierbei ausschließlich um Männer. Von Frauen ist nur die Rede, wenn es um die Frauen der betroffenen Gemeinden und um die Mola als vermarktetes Kulturgut geht.

Somit wird im Projekt indirekt auch auf Frauen Bezug genommen, vor allem deshalb, weil es sich beim Ökotourismusprojekt, um indigenen Tourismus handelt und auch „kultureller Tourismus“ behandelt werden soll.

Beim indigenen Tourismus muss auf Frauen Bezug genommen werden, da diese in den Kunagemeinden eine tragende Rolle, unter anderem als „Kulturhüterinnen“ haben, was bei den Kuna hauptsächlich durch die Mola symbolisiert wird. Die Mola werden ausschließlich von Frauen und in Ausnahmefällen von homosexuellen Männern hergestellt. Indem nur sie die traditionelle Kleidung tragen, werden sie auch von Nicht- Indigenen als die „Bewahrerinnen der Kunakultur“ erkannt. Die kulturellen Symbole der Kuna werden so von den Müttern an ihre Töchter weitergegeben. Die Vermarktung dieses offensichtlichsten Kunasymbols kann zwar den „Wert“ der Frauen steigern, da sie dadurch eher als ihre Männer, die die Felder bewirtschaften ein monetäres Einkommen haben und so zum Unterhalt der Familie vorwiegend beitragen. Es geht jedoch die spirituelle Bedeutung der Molas verloren und somit auch das traditionelle Wissen der Frauen, die sie anfertigen. Das kann einen Eingriff in die Sozialordnung, der tief greifende Veränderungen in den Genderbeziehungen mit sich bringen kann, bedeuten.

Ein weiteres Beispiel, das im Text nicht angeführt wird, ist die Vermarktung des traditionellen Tanzes. Dieser wird auch von in die Stadt migrierten Kuna an TouristInnen verkauft. Es finden Tanzfestivals statt und die besten daraus bekommen vom Tourismusverband die Erlaubnis, vor TouristInnen zu tanzen und somit den Tanz zu vermarkten.

Eine weitere grundlegende Unterscheidung zwischen den beiden Projekten ist, dass in Kuna Nega eher GAD zu tragen kommt, während beim Ökotourismusprojekt eher mit WID gearbeitet wird.

Bei Kuna Nega spielen die Genderbeziehungen eine Rolle, denn auf diesen aufbauend wurde das Projekt gestaltet. Es wurde von den Betroffenen selbst in Reaktion auf ihre Umgebung, nämlich die der in die Stadt migrierten Kuna geplant. In der Stadt haben sich die Genderbeziehungen im Gegensatz zum Ursprungsgebiet, Kuna Yala verändert. In Kuna Yala werden Frauen hauptsächlich mit dem privaten Bereich assoziiert, während Männer am Feld arbeiten und auch als Sahlhor die repräsentative Funktion innehaben können. In der Stadt müssen auch Frauen arbeiten, denn durch die Wohnkosten, die es in Kuna Yala nicht gibt, haben die Familien größere Ausgaben und kommen mit dem Lohn von nur einer Person schwer aus. Außerdem haben sich in der Stadt indigene Frauenvereine gebildet, die auch im Congreso General Kuna immer mehr Mitsprache haben.

In diesem Kontext konnte Kuna Nega von Frauen organisiert werden, die den Verein nach städtischem Vorbild gründeten und Kuna Nega an die Bedürfnisse von Männern und Frauen anpassen konnten. Dies war nur möglich, weil das Projekt von den Betroffenen selbst initiiert wurde und so besser auf die in der Stadt veränderte Sozialorganisation und Genderbeziehungen eingehen konnte.

Das Ökotourismusprojekt hingegen geht von einer homogenen indigenen Gruppe aus, in der die Frauen völlig ausgeblendet sind. Die Frauen werden nur als negatives Beispiel in Bezug auf die Vermarktung der indigenen Werte angeführt. Es geht hier überhaupt nicht um Genderbeziehungen, diese werden völlig ausgeblendet. Es wird eher von Männern als die gesellschaftliche Norm ausgegangen. Dies würde am ehesten dem Konzept von WID entsprechen, indem es hauptsächlich um das Sichtbarmachen von Frauen in Entwicklungsprojekten geht. Erst durch das Sichtbarmachen von Frauen in Entwicklungsprojekten, kann auch auf GAD, oder DAWN, also auf die Genderbeziehungen eingegangen werden.

Insofern lässt sich der Schluss ziehen, dass ein partizipatives Projekt, das von den Betroffenen selbst initiiert wird und von Externen beraten wird, besser auf die Lebenswelt der Betroffenen und hier auf die von Männern und Frauen eingeht, wie sich am Beispiel Kuna Negas zeigt.

Ein Projekt, das von Externen geplant wird und wo sich die Partizipation der Betroffenen und hier hauptsächlich der Männer in Führungspositionen auf beratende Funktionen beschränkt, geht weniger auf die Lebenswelt der Betroffenen ein und ist somit weniger nachhaltig, da nach Abreise der Externen sein kann, dass die Betroffenen wieder zu ihren alt bekannten Handlungsmustern zurückkehren. Dies könnte im Falle des Ökotourismusprojektes passieren, da die Betroffenen sogar erst von dem Projekt überzeugt werden mussten, da sie negative Konnotationen damit in Verbindung brachten.

10 CONCLUSIO

In dieser Arbeit wurden anhand von zwei Projekten in Panama in Kunagemeinden die Gender, - und Partizipationskonzepte in der Entwicklungszusammenarbeit anhand folgender Forschungsfragen beleuchtet:

Entspricht ein partizipatives Projekt mehr der Lebenswelt und den Genderbeziehungen der Betroffenen?

Je mehr Beteiligung der Betroffenen ein Projekt vorweisen kann, desto besser sind die Projektergebnisse in Bezug auf die Lebenswelt und hat positive Auswirkungen auf die Genderbeziehungen?

Es lassen sich verschiedene Arten von Partizipation unterscheiden. Partizipation kann als Weg für eine effizientere Projektdurchführung, oder als Projektziel, das Empowerment der Betroffenen zur Folge hat konzipiert sein. Außerdem unterscheiden die AutorInnen unterschiedliche Grade von Partizipation, die von einfacher Beratung durch die Betroffenen bereits in der Projektevaluierung sein kann, bis hin zu Projekten, die von den Betroffenen selbst geplant und durchgeführt werden. In den letzten Jahren wurde „Partizipation“, genauso wie „Gender“ ein immer wichtigerer Aspekt in der Entwicklungszusammenarbeit. Gender in der Entwicklungszusammenarbeit hat unterschiedliche Strömungen, wie WID, das als Hauptziel das Sichtbarmachen von Frauen in der Entwicklungszusammenarbeit hat, oder DAWN, das für unterschiedliche Feminismen steht, die sich an die individuelle Situation der Frauen anpassen soll, oder GAD, das nicht nur Frauen in den Vordergrund stellt, sondern die Genderbeziehungen zwischen Männern und Frauen, innerhalb der Geschlechter, oder zwischen Betroffenen und EntwicklungsexpertInnen.

Die Kuna sind weit über die nationalen Grenzen Panamas hinweg für ihre gute Sozialorganisation und für ihre matrilocale Organisation bekannt. Durch ihre frühen Kontakte mit ausländischen NGOs haben sie gelernt, aus diesen Beziehungen Vorteile zu schlagen.

Somit gibt es unter den Kuna, im Vergleich zu anderen indigenen Gruppen mehr AkademikerInnen und Intellektuelle. Außerdem haben die Kuna selbst NGOs gegründet um so nicht von ausländischen abhängig zu sein und dadurch selbst Projekte nach eigenen Vorstellungen planen zu können und direkt um finanzielle Unterstützung von außen ansuchen zu können.

Dies hängt auch damit zusammen, dass die Kuna versuchen, sich gegen etwaige Assimilierungsversuche von außen, oder durch den panamaischen Staat zu schützen, weshalb alle Projekte, die in Kuna Yala stattfinden, zuerst vom in Panama City ansässigen *Congreso General Kuna* abgesegnet werden müssen und anschließend von den traditionellen Führern, den Sailhors der jeweiligen Gemeinde, oder Insel, wo das Projekt stattfinden soll. Durch die strenge soziale Kontrolle und Abgrenzung nach außen konnten sich die Kuna lange Zeit über gegen Einflüsse durch die panamaische Regierung wahren. Nichtsdestotrotz gibt es soziale Veränderungen, vor allem bei den nach Panama City migrierten Kuna. Das Leben und Überleben in der Stadt ist schon alleine durch weniger familiären Rückhalt als auf Kuna Yala schwieriger. Das Leben in der Stadt stellt neue Anforderungen an die Indigenen und erfordert gewisse Anpassungen an diese Umgebung, wodurch sich auch die Sozialstrukturen verändern.

Kuna Nega ist ein Projekt, das in diesem Kontext entstanden ist. Es handelt sich um ein Projekt, das von den Betroffenen selbst in Reaktion auf ihre Bedürfnisse, nämlich einer Siedlung in Panama City, in der ausschließlich Kuna gemeinsam leben, gebaut wurde.

Die Frauen waren mit neuen Anforderungen konfrontiert und versuchten durch das Projekt Kuna Nega diesen Abhilfe zu schaffen. Somit ist Kuna Nega der Idealfall eines partizipativen Projektes mit dem höchsten Grad an Partizipation, nämlich mit der Projektidee der Betroffenen selbst und externen NGOs lediglich zur beratenden und finanziellen Unterstützung für die Projektverwirklichung. Im Sinne der Kuna haben die Frauen selbst einen Verein gegründet, um das Projekt selbst durchführen zu können und Externe in gewissen Dingen zu Rate gezogen, wie den panamaischen Architekten, der die Pläne für die Häuser erstellt hat, oder die NGO

FIA, die einen Teil der Finanzierung übernahm. So war in Kuna Nega Partizipation als Weg zur effizienten Projektdurchführung gedacht, auch aus der Sozialorganisation der Kuna heraus eine logische Folge, da die Gemeinden Kuna Yalas auf das *muchup muchup arbaed* Prinzip, das der gegenseitigen Hilfe aufbauen. Außerdem wurde Kuna Nega auch für das *muchup muchup arbaed* Konzept geplant, denn dadurch, dass die Kuna, die bis dahin in der Stadt verstreut wohnten an einem Ort gemeinsam wohnen, können sie sich gegenseitig unterstützen. Somit war Partizipation kein Projektziel, aber für die Projektdurchführung wichtig.

Auch das Eingehen auf die Genderverhältnisse war kein eindeutiges Projektziel, es wurde aber in der Projektplanung auf diese und vor allem auf die in der Stadt veränderten eingegangen. So halfen Männer sowie Frauen gleichermaßen an der Projektdurchführung mit und die erste Sailhor Kuna Negas war eine Frau. Dadurch, dass die betroffenen Frauen selbst das Projekt geplant haben, ging es mehr auf ihre Bedürfnisse ein und verwirklicht einen Großteil der Bedürfnisse, die die indigenen Frauen in der Studie Meentzens (2001) als Indikatoren für ein gelungenes Projekt angaben.

Das zweite Projekt ist ein, von externen NGOs geplantes Projekt zur Förderung von Ökotourismus und kulturellem Tourismus auf einigen Inseln Kuna Yalas, das zum besseren Umgang mit den Naturressourcen führen soll.

Das Ökotourismusprojekt ist in Bezug auf Partizipation und Gender fast gegensätzlich zum Projekt Kuna Nega. Es wurde von einer externen NGO geplant und von USAID, das us-amerikanische Werte vertritt und das als Ziel die Verbreitung der us-amerikanischen demokratischen Werte hat, finanziert. Die, der Planung vorangegangene Forschung und Beratung durch die Betroffenen lässt zwar sehr viel Wissen über die Sorgen der Kuna in Bezug auf Tourismus und Skepsis dem geplanten Projekt gegenüber erkennen, die Idee und Art der Durchführung erfolgte jedoch nach Vorgabe der NGO. So hatten die Betroffenen selbst nur eine beratende Funktion inne. Die teilnehmenden Kuna wurden nicht sorgfältig ausgewählt, um ein breites Spektrum der Betroffenen und vor allem der Benachteiligten (z.B.: Frauen) der Gemeinschaft zu bekommen. Es wurde nicht versucht, diese extra mit einzubeziehen, sondern den Gemeinden selbst überlassen,

ihre traditionellen Führer zu den Versammlungen zu senden. Weiters wurden indigene Jugendliche geschult, um die Projektdurchführung nach den Vorgaben der externen NGO zu leiten. In diesem Fall bezog sich die Partizipation vorwiegend auf eine Elitenpartizipation in der Planung und Evaluierung. Partizipation war auch hier wie in Kuna Nega ein Weg zur effizienten Projektdurchführung und nicht ein Ziel, wie es in der Projektbeschreibung steht, nur dass bei diesem Projekt die Beteiligung der Betroffenen selbst sehr viel geringer ausfiel als bei Kuna Nega.

Betrachten wir die Genderkomponente des Projektes, so ist diese nicht existent. Es wird weder eine Unterscheidung zwischen Männern und Frauen getroffen, noch wird auf die Genderbeziehungen in der Gemeinschaft eingegangen. Die Projektverantwortlichen führen Frauen nur als negatives Beispiel für die Vermarktung ihrer Molas an. Sie sind hier also nur ein Zusatz und wären im besten Fall einer Projektplanung die in Richtung Gender ginge, in Form von WID, das als Ziel hat, Frauen in der Entwicklungspolitik sichtbar zu machen, vorhanden. Der Grund dafür ist womöglich, dass das Projekt von externen EntwicklungsexpertInnen, die aller Wahrscheinlichkeit nach aus Männern bestanden, geplant wurde und diese Frauen keine besondere Beachtung in ihrem Projekt schenken.

Im Vergleich der beiden Projekte, lassen sich die Fragestellungen besser beantworten, da so zwei gegensätzliche Projekte und deren Ergebnisse besser gegenüber gestellt und miteinander verglichen werden können.

Ich komme zu dem Schluss, dass sich meine anfänglichen Forschungsfragen, nämlich, ob ein partizipatives Projekt in Bezug auf Gender besser auf die Lebenswelt der Betroffenen eingeht, weil es oftmals als Reaktion auf, von den Betroffenen selbst erkannte Probleme entstand, bejaht. Außerdem kann es mit den, für die Betroffenen gängigen Formen ihrer Sozialorganisation, aus ihrem Kontext heraus derart gestaltet und durchgeführt werden, dass es ihren Belangen entspricht und somit auch nachhaltiger ist und das Fortbestehen des Projektes auch nach Abzug der externen EntwicklungsexpertInnen wahrscheinlicher ist.

LITERATUR

Andorfer, Veronika (1996): Integration oder Empowerment- ein Beispiel aus Tansania. In: Journal für Entwicklungspolitik, XII/3, 287-298.

Augé, Marc (2007): Por una antropología de la movilidad. Barcelona: Gedisa

Barth, Jutta (1994): Gender and Development. Erfahrungen aus der Praxis der AGKED In: epd –Entwicklungspolitik, 20/ 21, 36- 39.

Beauvoir de, Simone (2005): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Hamburg: Rowohlt

Bliss, Frank & Neumann, Stefan (2007): Zur Partizipationsdiskussion in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit. „State of the art“ und Herausforderungen. Bonn: PAS

Bohrsdorf, Axel: Vom Casco Colonial zum Barrio Amurallado. Wohnformen in lateinamerikanischen Städten. IN: Kaller-Dietrich, Martina (Hg.) (1998): Recht auf Entwicklung? Brandes& apseö Verlag, Frankfurt am Main

Boserup, Ester (1993): La mujer y el desarrollo economico. Madrid: Minerva Ediciones

Braig, Marianne (2001): Fraueninteressen in der Entwicklungstheorie und – politik. Von Women in Development zu Mainstreaming Gender IN: Reinhold E. Thiel (Hg): Neue Ansätze zur Entwicklungstheorie. Bonn: DSE/ IZEP 2. Auflage 2001. S.110-120 (INTERNET)

Braun v., Christina ; Stephan, Inge (Hg.) (2006): Genderstudien. Eine Einführung.Metzler, Stuttgart: J.B.

Braun, Gerald (2003): Partizipation als Prozess. Ein Erfolgsbericht aus dem Erziehungswesen im Jemen. In: Entwicklung und Zusammenarbeit, 44/ 5, 188-191.

Bruckmann, Mónica; Santos, dos Theotonio (2006): Soziale Bewegungen in Lateinamerika. Eine historische Bilanz. In: PROKLA 142 Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, 36/ 1, 7-22

Desai, Vandana (1995): Community Participation and Slum Housing. A Study of Bombay. New Delhi: Sage Publications India Pvt. Ltd

Diebäcker, Marc (2002): Nachhaltigkeit von unten. In: Südwind, 23/1-2, 31-32.

Dietz, Gunther (1997): Die indianische Dorfgemeinde als Entwicklungssubjekt: Selbstbestimmende Projekte der Purhépecha in Michoacán, Mexiko In: U. von Gleich (Hg): Indigene Völker in Lateinamerika: Konfliktfaktor oder Entwicklungspotential? Frankfurt: Institut für Iberoamerika-Kunde & Vervuert Verlag, 263-293.

Eberlei, Walter (2003): Participation and ownership in PRS. Not enough civil society, too much World Bank. In: Development and Cooperation, 30/ 11, 411-413.

Eco, Umberto (2003): Wie man eine wissenschaftliche Abschlussarbeit schreibt. Heidelberg: C.F. Müller Verlag

Fischer, Karin; Hanak, Irmtraut; Parnreiter, Christof (Hg.) (2002): Internationale Entwicklung. Eine Einführung in Probleme, Mechanismen und Theorien. Frankfurt am Main: Brandes und Apsel/ Südwind

Franco, Carlos (1979): Peru: Participación popular. Centro de estudios para el desarrollo y la participación, Lima

Freedman, Amy L. (2000): Political Participation and Ethnic Minorities. Chinese Overseas in Malaysia, Indonesia, and United States. New York: Routledge

Freyhold, Michaela (2002): Partizipation als Leitvorstellung von Nicht-Regierungsorganisationen und die Kritik daran. In: Peripherie, 22/ 87, 271-292

Gerdes De, Marta Lucia (1995): Constructing Kuna Identity through Verbal Art in the Urban Context. Unpublished PH.D.Dissertation, The University of Texas

García Sainz, Cristina (2006): Trabajo para el desarrollo. Aproximación a las características actuales en las regiones latinoamericana y europea. IN: Maqueira, Virginia

Härtl, Daniela (2004): Soziale Bewegungen und politische Partizipation. Selbstorganisation für die Lösung sozialer urbaner Probleme in Mexiko Stadt, dargestellt am Beispiel der Unión Popular Revolucionaria Emiliano Zapata (UPREZ). Wien: Diplomarbeit

Hein, Wolfgang (2001): "Autozentrierte Entwicklung"- Überlegungen zur Neufundierung eines immer noch wichtigen Konzepts. In: Reinhold E. Thiel (Hg): Neue Ansätze zur Entwicklungstheorie. Bonn: Deutsche Stiftung für internationale Entwicklung (DSE). Informationszentrum Entwicklungspolitik (IZEP), 218-238

Herrera, Francisco (1981): La Revolución Tule. Antecedentes y Nuevos Aportes. Dissertation, Universidad de Panama

Hickey, Sam; Mohan, Giles (2004): Towards participation as transformation: critical themes and challenges. IN: Hickey, Sam; Mohan Giles (2004): Participation: from tyranny to transformation? Exploring new approaches to participation in development. New York: Zed Books

Hochreiter, Maria (2002): Entwicklung als Dialog zur Selbstbefreiung. Eine kritische Analyse eines EZA-Projektes in Ekuador. Diplomarbeit, Universität Wien.

Höggerl, Maria (1996): Ermächtigung in der Entwicklungszusammenarbeit- eine Begriffsentwirrung. In: Journal für Entwicklungspolitik, XII/ 3, 277- 286.

Howe, James (1998): A people who would not kneel. Panama, the United States, and the San Blas Kuna. Washington and London: Smithsonian Press

Hughes O., William R.; Quintero, Blas (2005): Migración Indígena en Panamá. Panama: CONAPI

Inatoy, Enrique (2001): Seguimiento al proyecto de promoción de turismo ecológico y cultural en la Comarca Kuna Yala, Panamá. Panama: PROARCA/CAPAS

Jellema, Anne; Friedrich, Marc (1998): Beyond the bounded community: REFLECT in urban settings. In: Participation, literacy and empowerment, International Institute for Environment and Development. Reflect, 18995/ 32, 82-87.

Kamat, Sangeeta (2003): The NGO Phenomenon and Political Culture in the Third World. In: Development. Journal of Society for International Development, 46/ 1, 88-93.

Kerner, Ina (1999): Feminismus, Entwicklungszusammenarbeit und Postkoloniale Kritik. Eine Analyse von Grundkonzepten des Gender-and-Development Ansatzes. Hamburg: Lit-Verlag

Kullenberg, Laura; Porter, Doug (1998): Accountability in Decentralized Planning and Financing for Rural Services in Uganda. In: Entwicklung und Ländlicher Raum, 32/, 11-15.
http://www.uncdf.org/english/about_uncdf/corporate_policy_papers/taking_risks/background_papers/04.php#anchor318444 (Zugriff: 30.05.2009).

Kumar, Sanjay (2002): Does "Participation" in Common Pool Resource Management Help the Poor? A Social Cost- Benefit Analysis of Joint Forest Management in Jharkhand, India. In: World Development, 30/5, 763-782

Leeuwis, Crees (2000): Reconceptualizing Participation for Sustainable Rural Development: Towards a Negotiation Approach. In: Development and Change, 31/ 5, 925-937.

León, Christian D.; Renn, Ortwin (): Indikatoren zur Messung nachhaltiger Entwicklung

Limnio, Irik (2000): La Formación de las organizaciones Kuna en la ciudad de Panamá. Diplomarbeit, Universidad de Panamá

Lucas, Emma T. (2000): We Decide, They Decide For Us: Popular Participation as an Issue in Two Nigerian Women's Development Programmes. In: Africa Development, XXV/ 1-2, 75-98.

Ludescher, Monika (2004): Menschenrechte und indigene Völker. Frankfurt am Main: Peter Lang

Manikutti, S. (1997): Community Participation: So What? Evidence from Comparative Study of Two Rural Water Supply and Sanitation Projects in India. In: Development Policy Review. 15/ 1, 115-140.

Mannathoko, Changu (1992): Feminist Theories and the Study of Gender Issues in Southern Africa. In: Meena, Ruth (1992): Gender in Southern Africa. Conceptual and Theoretical Issues. Harare: SAPES

Maquieira, Virginia (Hrg.) (2006): Mujeres, Globalización y Derechos Humanos. Madrid: Ediciones Catedra

Meentzen, Angela (2001): Estrategias de desarrollo culturalmente adecuadas para mujeres indígenas. Unidad de Pueblos Indígenas y Desarrollo Comunitario. Washington: Banco Interamericano de Desarrollo

Michener, Victoria J. (1998): The Participatory Approach: Contradiction. Co-option in Burkina Faso. In: World Development, 26/ 12, 2102-2108.

Moser, Caroline O.N. (1992): Housing In: Ostergaard Lise (1992): Gender and Development. A practical Guide. New York: Routledge

Neubert, Dieter (2000): A new magic term is not enough. Participatory approaches in agricultural research. In: Quarterly Journal of International Agriculture, 39/ 1, 25-50.

Neuhold, Brita (1994): Wir wollen miteentscheiden. Empowerment von Frauen in der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit. Wien: Wiener Institut für Entwicklungsfragen und Zusammenarbeit

Oakley, Peter (1995): People's Participation in Development Projects. A critical review of current theory and practice

Ohiorhenuan, John F.E. (2000): Learning to Listen, listening to learn. Participatory approach to programme development. In: Cooperation South, 2/ 1, 7-20.

Okali, Christine (et.al) (1994): Farmer Participatory Research. Rhetoric and Reality. London: Intermediate Technology Publications

Pichler, Fronika (2003): Empowerment: Ermächtigung oder Entmündigung? Zum Gender-and Development-Konzept in der Entwicklungszusammenarbeit. Ein Beitrag zur Anthropology of Development. Diplomarbeit, Universität Wien.

Pijnenburg, Bart; Nhantumbo, Isilda (2002): Participatory development interventions in Mozambique. In: Development in Practice, 12/ 12, 192-199.

Price, Kayla (2005): Kuna o Guna?: Las implicaciones Lingüísticas, sociales y políticas de desarrollar una Ortografía Estandarizada. Diplomarbeit, University of Texas

Ramm, Wolf-Christian (2003): Institutionalisierte Partnerschaft Nord- Süd. Ein Versuch von terre des hommes. In: Entwicklung und Zusammenarbeit, 44/ 5, 192-194.

Rauch, Theo (2002): Partizipation in der Entwicklungszusammenarbeit auf dem Weg von der Spielwiese hin zum demokratischen Recht für alle. In: Peripherie, 88/ 22, 496- 522.

Rugh, Andrea & Bossert, Heather (1998): Involving Communities: Participation in the delivery of education programs. Washington: Creative Associates International. Inc.

Seiwald, Raphael (2006): Projektabwicklung in der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit. Eine empirische Untersuchung über Partnerschaft und Partizipation in drei ausgewählten Nichtregierungsorganisationen. Diplomarbeit, Universität Wien.

Schoenhuth, Michael; Uwe Kievelitz (1995): Participatory Learning Approaches: Rapid Rural Appraisal/ Participatory Appraisal. An introductory guide. Roßdorf: GTZ. <http://www.gtz.de/de/dokumente/en-SVMP-schoenhuth-kievelitz-1995.pdf> (Zugriff: 23.05.2009)

Steeb, Michael (2005): Partizipation- der Schlüssel zur Verwirklichung der Millennium Development Goals. In: Contacts, 40/ 2, 4-6

Strauß, Anselm L.; Glaser Barney G. (1968): Discovery of Grounded Theory: Strategies for qualitative research. London: Weidenfeld & Nicolson

Tice, Karin E. (1995): Kuna Crafts, Gender, And The Global Economy. Austin: University of Texas Press

Togetherwecan (2006): The Community Development Challenge. London: Communities and Local Government publications (www.togetherwecan.info)

Ventocilla, Jorge (1999): El Espíritu de la Tierra. Plantas y Animales en la Vida del Pueblo Kuna. Panama

Weber, Barbara (2004): Österreichische Entwicklungszusammenarbeit: „Women in Development-WID“ oder „Gender and Development-GAD“? Diplomarbeit, Universität Wien

Wit de, Jood W. (2001): Partnerships, Participation and Patronage Realities of Urban Poverty Alleviation in Bangalore Slums. Working Paper Series No. 250, The Hague

Wolff, Jürgen H. (1998): Entwicklungspolitik- Entwicklungsländer: Fakten- Erfahrungen-Lehren. München: Olzog Verlag GmbH

World Bank (2002): Empowerment and Poverty Reduction. A Sourcebook. World Bank, Washington

Yunus, Muhamad (2006): Es posible acabar con la pobreza? Madrid: Editorial Complutense

NICHT VERÖFFENTLICHTE DOKUMENTE

Materialismo Dialéctico/ Curso1 (2004): Panamá

EBI (2005): Educación biligüe en Panamá.

INTERNETQUELLEN

Chambers, Robert (1992): Rapid but relaxed and participatory rural appraisal: Towards applications in health and nutrition.
<http://www.unu.edu/unupress/food2/uin08e/uin08e0u.htm> (Zugriff: 01.06.2009).

Community Development Challenge
<http://www.cdf.org.uk/SITE/UPLOAD/DOCUMENT/communitydevelopmentchallenge.pdf> (Zugriff: 15.06.2009).

FAO: <http://www.fao.org/participation/> (Zugriff: 01.07.2009).

<http://www.inwent.org/infostellen/izep/index.de.shtml> (Zugriff: 06.07.2008).

<http://www.inwent.org/imperia/md/content/bereich3-intranet/3-04-internet-publik/th10-einleitung.pdf> (Zugriff: 23.07.2009).

<http://web.worldbank.org/WBSITE/EXTERNAL/TOPICS/EXTSOCIALDEVELOPMENT/EXTTOPPSISOU/0,,contentMDK:20590734~isCURL:Y~menuPK:1442609~pagePK:64168445~piPK:64168309~theSitePK:1424003,00.html> (Zugriff: 11.09.2008).

Institute of Development Studies <http://www.ids.ac.uk/> (Zugriff: 26.05.2009).

International Institute for Environment and Development:
<http://www.planotes.org/about.html#b> (Zugriff: 08.08.2009).

Martinez Mauri, Mónica (2005): De Sociedades a ONGs. Mediación cultural y organización política en Kuna Yala (Panama)
In: <http://www.reseau-amerique-latine.fr/ceisal-bruxelles/ET-DH/ET-DH-4-Martinez-Mauri.pdf> (Zugriff: 06.08.2009).

Overseas Development Administration: <http://www.euforic.org> (Zugriff: 27.05.2009).

Stakeholder Review (?): <http://www.kit.nl/smartsite.shtml?ch=FAB&id=7493> (Zugriff: 27.05.2009).

Anhang

Abstract

Die vorliegende Arbeit versteht sich als Beitrag zu der Partizipations-, sowie Genderforschung in der Entwicklungszusammenarbeit. Es wurde von folgenden Forschungsfragen ausgegangen: Entspricht ein partizipatives Projekt mehr der Lebenswelt der Betroffenen? Hat ein Projekt mit mehr Beteiligung der Betroffenen bessere Projektergebnisse in Bezug auf ihre Genderbeziehungen? Diese Forschungsfragen wurden im Vergleich zweier Projekte in Panama behandelt. Gemeinsam hatten diese, dass sie beide in Gemeinden der indigenen Kuna stattfanden. Diese leben heute in einem semiautonomen Gebiet, Kuna Yala und vorwiegend in Panama City. So fand eines der analysierten Projekte in Kuna Yala und das andere in der Hauptstadt statt.

Kuna Nega ist ein Wohnprojekt, das in Panama City entstanden ist. Es handelt sich um eine Siedlung, die von den Betroffenen selbst in Reaktion auf ihre Bedürfnisse, nämlich einer Siedlung in Panama City, in der ausschließlich Kuna gemeinsam leben, gebaut wurde. Somit ist Kuna Nega der Idealfall eines partizipativen Projektes mit dem höchsten Grad an Partizipation, nämlich mit der Projektidee der Betroffenen selbst und externen NGOs lediglich zur beratenden und finanziellen Unterstützung für die Projektverwirklichung.

Auch das Eingehen auf die Genderverhältnisse war kein eindeutiges Projektziel, es wurde aber in der Projektplanung auf diese und vor allem auf die in der Stadt veränderten eingegangen.

Das zweite, in Kuna Yala stattfindende Projekt, das Ökotourismusprojekt ist in Bezug auf Partizipation und Gender fast gegensätzlich zum Projekt Kuna Nega. Es wurde von einer externen NGO geplant und von USAID finanziert.

Betrachten wir die Genderkomponente des Projektes, so ist diese nicht existent. Es wird weder eine Unterscheidung zwischen Männern und Frauen getroffen, noch wird auf die Genderbeziehungen in der Gemeinschaft eingegangen.

Ich komme zu dem Schluss, dass sich meine anfänglichen Forschungsfragen, nämlich, ob ein partizipatives Projekt in Bezug auf Gender besser auf die Lebenswelt der Betroffenen eingeht, weil es oftmals als Reaktion auf, von den Betroffenen selbst erkannte Probleme entstand, bejaht. Außerdem kann es mit den, für die Betroffenen gängigen Formen ihrer Sozialorganisation, aus ihrem Kontext heraus derart gestaltet und durchgeführt werden, dass es ihren Belangen entspricht und somit auch nachhaltiger ist und das Fortbestehen des Projektes auch nach Abzug der externen EntwicklungsexpertInnen wahrscheinlicher ist.

Abstract

This work presents itself as a contribution to investigation in the field of participation and gender in cooperative work. I start with the following questions: Is a project with more participation more adequate to the affected people's habit? Has a project with higher participation of the affected people better results respective to their gender-relationships? These questions were treated by comparing two projects carried out in Panama. They both were executed in communities of the indigenous Kuna. Today the Kuna live in Kuna Yala, a semi-autonomous region and many also live in the capital Panama City. One of the analyzed projects took place in the capital and one in Kuna Yala.

Kuna Nega is a housing project in Panama City. It's a settlement that was constructed by the stakeholders themselves in reaction to their needs, namely a squatter in Panama City exclusively for Kunas. Therefore Kuna Nega is the ideal project respective of participation. It is a project with the highest level of participation because the idea came from the stakeholders while external NGOs just advised and helped with the financial aspects.

The gender relations was not a defined project objective, but during the project they were treated, especially the genderrelations, that had changed in the new surrounding of the city.

The second project, is an ecotourism project that took place in Kuna Yala. Participation and gender relations are almost the contrary to Kuna Nega. It was planed by an external NGOs and financed by USAID. It is observable that the gender-component does not exist. There is no distinction between men and women and the gender relations in the community are not considered.

My conclusion is that I could verify my previously mentioned primary questions namely, that a participative project respective to gender is more suited to the affected people's habits because in many cases it's created in reaction to the affected people's detected problems.

Besides it can be created and realised due to the stakeholders typical socialorganisation and in their context. That's why it's more like their needs and more sustainable. So the continuing of the project is more probable even after the development experts leave the projects.

Curriculum Vitae

Mag.^a Sonja Tiefenbacher
Kontakt: Sonja.Tiefenbacher@gmail.com

März 2007: Teilnahme am SüdamerikanistInnentreffen, Wien Titel: „Kuna Nega als Beispiel für Migration und Identität im urbanen Kontext Panamas“

2004-2009: Studium der Internationalen Entwicklung, Universität Wien

1999-2006: Studium der Kultur -und Sozialanthropologie, Universität Wien und Barcelona, Abschluss in Wien im Oktober 2006
Diplomarbeitstitel: „Kuna Nega. Eine anthropologische Studie zu Migration und Identität in Panama City“

Juli- Nov.2005: Feldforschung in Kuna Nega, Panama

1999-2001: ÜbersetzerInnenstudium, Universität Wien

1998-1999: AFS: Schulaustausch in Panama

1998: Matura: BRG- Krems